Eine Kuh für Marx

Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 55
November 2019

Wolgograd – EINE KUH FÜR MARX im Spannungsfeld der Geschichte

Liebe Leserinnen und Leser!

Wolgograd trug einst den Namen Stalingrad. Diese Stadt ist für Russen und Deutsche wegen hunderttausender gefallener Soldaten auf beiden Seiten und dem großen Leid der Stalingrader Bevölkerung zum Mahnmal geworden. Die sogenannte Schlacht um Stalingrad hat letztlich für die Wende im 2. Weltkrieg und damit zu der Niederlage Deutschlands geführt.
75 Jahre nach der Schlacht von Stalingrad ist die Vergangenheit noch immer präsent. Wir wagen in dieser Ausgabe den Versuch, mit dem Blick zurück in die Vergangenheit auf die Gegenwart zu schauen. Jeder Russe und jeder Deutsche hat in seiner Familiengeschichte Berührungspunkte mit dem 2. Weltkrieg. Wie, wann und wo ist die Vergangenheit im Hier und Jetzt präsent? Wo begleitet sie uns in unserem privaten Leben? Wo prägt sie uns für unser Handeln? Wie motiviert sie uns für unsere ehren- und hauptamtliche Arbeit bei EINE KUH FÜR MARX?
Schon oft habe ich darüber nachgedacht, warum mich mein Berufsleben wohl zur Russlandhilfe der Caritas verschlagen hat. Ich bin davon überzeugt, dass ich mit dieser Aufgabe Wiedergutmachung und einen Friedensdienst leisten kann. Meine Familiengeschichte ist geprägt durch den 2. Weltkrieg und vor allem durch den Krieg mit der Sowjetunion.
Es rührt mich an, wenn ich vom Schicksal anderer Familien erfahre, die durch diesen Krieg gelitten haben. Das ist auch immer wieder Thema, wenn ich in Russland bin. Der 2. Weltkrieg und seine Folgen tauchten in den Jahren meiner beruflichen Tätigkeit, vor allem während meiner Zeit in der Beratungsstelle für Spätaussiedler immer und immer wieder auf. Viele Russlanddeutsche älterer Jahrgänge haben mir in dieser Zeit ausführlich über ihre Lebensschicksale erzählt.

Ich finde es wichtig und nehme es mit Begeisterung wahr, wenn die junge Generation ein Interesse zeigt, auf Spurensuche der eigenen Familiengeschichte zu gehen. Auch wir, mein Bruder und ich, haben uns nun vorgenommen, gemeinsam mit unseren Kindern von unseren Eltern noch mehr aus erster Quelle, aus ihrer Kindheit und der Familienhistorie zu erfahren. Es ist an der Zeit!

Vergangenheit kann nur dann verarbeitet werden, wenn wir uns ihr stellen. Und Lehren aus dem Krieg und damit auch aus dem Nationalsozialismus zu ziehen, ist heute angesichts so mancher Wahlergebnisse weiterhin sehr wichtig.

Ja, es rührt mich an, Ihnen auch vor diesem Hintergrund unsere Caritasarbeit vorstellen zu können und Sie um Ihre Unterstützung unserer Arbeit zu bitten. In dieser Ausgabe kommen Menschen zu Wort, deren Väter einst im Krieg gekämpft und gelitten haben. Russlanddeutsche, die Jahre nach dem Krieg, wieder zurück in das Land ihrer Vorväter gekommen sind. Junge Menschen, die ihren Freiwilligendienst in Wolgograd verbracht haben. Und natürlich auch die Mitarbeiter der Caritas in Wolgograd, die seit 25 Jahren vor Ort im Einsatz sind.

Von Herzen wünsche ich Ihnen eine besinnliche Adventszeit, gesegnete Festtage und ein gutes, neues Jahr mit viel Gesundheit und reichlich Zufriedenheit im Alltag

Ottmar Steffan, Fachreferent für Weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa. Foto: Jannis Steffan.

Bischof Pickel feiert Heilige Messe im Bistum Osnabrück

Samstag, 30.11.2019, um 17 Uhr als Familienmesse in der KKG St. Maria Rosenkranz, Windthorststr. 60, Osnabrück.
Sonntag, 1.12.2019, um 10:45 Uhr in der KKG St. Josef, Kirchplatz 1, Belm.

Korrektur: Leider hat sich in der letzten Ausgabe der Fehlerteufel eingeschlichen. Fälschlicherweise wurde in dem Text *Brillenwechsel - 11.000 Kilometer in sieben Tagen – Eindrücke von einer Reise nach Sibirien* Pater Wilhelm Palesch als bereits verstorben erwähnt. Msgr. Wilhelm Palesch ist Priester des Bistums Erfurt und lebt in Küllstedt im Eichsfeld als Pfarrer im Ruhestand. Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen!

Editorial 3

Inhalt 4

Wolgograd

EINE KUH FÜR MARX als Friedensdienst 5

Die Schlacht von Stalingrad 8

Licht-Leben-Liebe - die Stalingrad-Madonna 9

Wie erlebt ein Freiwilliger in Wolgograd die deutsch-russische Geschichte? 12

Vom Feldpostbrief im Jahr 1942 aus Kalmückien zu den Klosterbauern heute 15

Die Caritas Wolgograd stellt sich vor 21

Poster - Für den Frieden 24

Erinnerungen von Russlanddeutschen

„Kinder, macht das Licht aus und legt euch schlafen.“ 26

Heimkehr ins Land der Vorväter 28

Jugendtag

Sommer mal anders 30

Ehrenamtlich im Einsatz

Zaunstreichen – die Zweite 33

Generalüberholung plus Bühnenbau 35

Klosterbauer on tour I+II 37

Klosterbauer on tour III 38

Blog - Ich hänge mich auf, was soll ich noch tun? 39

Nachrichten aus Sibirien

Nachfrage nach Unterstützung steigt 42

Kurznachrichten

Augenblick mal… 43

Auf einen Moment

Segen zur Versöhnung 44

Impressum - Spendenformular

Wir über uns 46

Rossoschka, so heißt die Kriegsgräberstätte 30 Kilometer nordwestlich von Wolgograd. Der eine Teil der Stätte erinnert an die gefallenen und vermissten deutschen, der andere Teil an die russischen Soldaten, die in der Schlacht von Stalingrad ums Leben gekommen oder vermisst sind. Foto: Jan-Philip Bünker.

EINE KUH FÜR MARX als Friedensdienst

Die eigene Familiengeschichte und eine Begegnung mit einem sowjetischen Kriegsveteranen sind für Ottmar Steffan Antrieb für seine Arbeit

von Ottmar Steffan

Der 9. Mai ist in Russland ein großer patriotischer Feiertag. Der Sieg über den Faschismus wird an diesem Tag gefeiert. Diesen Feiertag habe ich bei meinen Aufenthalten in Russland immer mit sehr gemischten Gefühlen miterlebt.
Ein besonderes Erlebnis, das den Bogen vom 2. Weltkrieg zur Gegenwart spannt, erinnert mich an meine allererste Russlandfahrt im Sommer 1994. Es war die Zeit vor EINE KUH FÜR MARX. Ich arbeitete damals noch in der Aussiedlerberatung der Caritas für Stadt und Landkreis Osnabrück (siehe Kuh Nr. 52, Seite 10ff.).

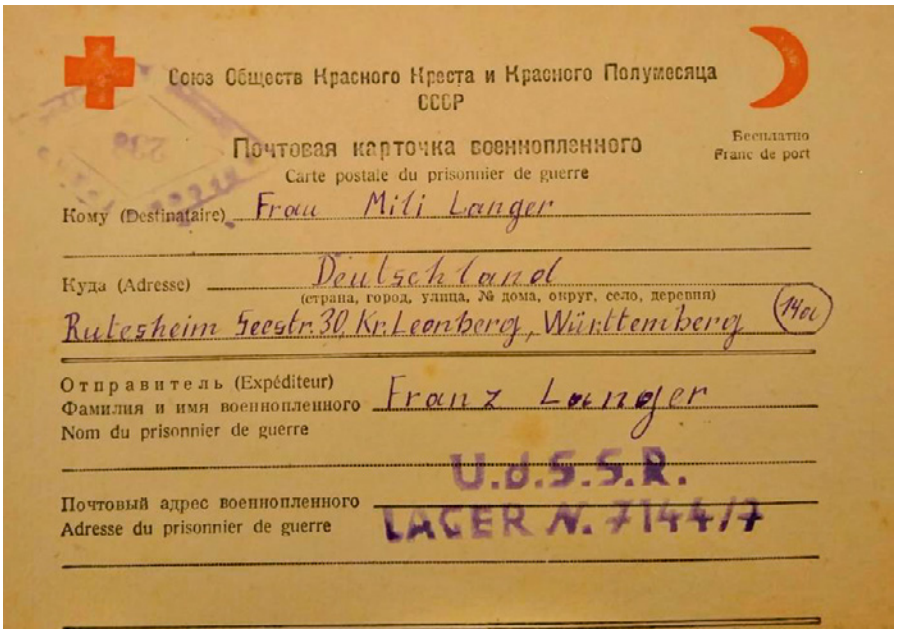
Mit unserer kleinen Ehrenamtsgruppe führten wir von 1994 bis 1996 drei Hilfstransporte in den Nordkaukasus durch, in einer Zeit, in der die Wirtschaftskrise in Russland auf dem Höhepunkt war und viele Menschen hungern mussten. Ziel war das Städtchen Tarasowka, von wo aus wir die etwa je 1.000 Hilfspakete pro Ladung trotz enormer Schwierigkeiten mit den örtlichen Behörden jedes Mal in die Dörfer bringen konnten und die Lebensmittelpakete mit Hilfe von akribisch vorbereiteten Einwohnerlisten von Tür zu Tür brachten. Es war sehr bewegend, die Pakete zu übergeben und die Dankbarkeit der Menschen zu erleben.

An die nicht mehr zu bergenden 14.563 deutschen Soldaten aus dem Wolgograder Stadtgebiet erinnern 17 Würfel aus Granit, auf denen die Namen der Gefallenen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind. An die deutschen Vermissten erinnern weitere 126 große Würfel mit 119.505 Namen. Jeder Würfel trägt 900 Namen. Foto: Ottmar Steffan

Am Tag nach dem Verteilen der ersten Pakete hatten wir einen Termin im Bürgermeisteramt. Als wir mit dem Wagen vorfuhren und den Eingangsbereich des Amtes betraten, in dem schon die Dolmetscherin für das Gespräch mit dem Bürgermeister wartete, kam ein älterer Herr auf uns zu, der anhand seiner Uniform, die mit vielen Orden bekleidet war, unschwer als Kriegsveteran zu erkennen war. Schnurstraks kam er auf uns zu, reichte uns die Hand, verbeugte sich und bat die Dolmetscherin zu übersetzen. Er redete nicht viel, doch was er zu sagen hatte und mit welcher Emotion er seine Gedanken kundtat, das lässt die Erinnerung an diesen Moment wieder in mir hochkommen. „Verehrte Gäste, ihr seid aus Deutschland angereist, um uns in dieser tiefen Not zu helfen. Es bewegt mich aus tiefstem Herzen, der vor über 50 Jahren gegen den faschistischen Aggressor gekämpft hat, um unser Vaterland damals zu verteidigen. Ihr seid heute in friedlicher und freundschaftlicher Verbundenheit zum russischen Volk zu uns gekommen und habt in alle Häuser unseres Dorfes Hilfspakete verteilt. Für diese Geste danke ich Euch zutiefst. Wir wissen wohl zu unterscheiden zwischen der Zeit damals, als Deutschland vom Faschismus bemächtigt war, und dem Heute, in dem unsere Länder freundschaftlich verbunden sind. Ich bin glücklich bewegt und zugleich beschämt, 50 Jahre nach Kriegsende aus der Hand von Euch Deutschen diese Hilfspakete für meine Frau und mich entgegennehmen zu können. Gott sei mit Euch alle Tage Eures Lebens. Habt herzlichen Dank!“ Wieder verbeugte er sich, Tränen der Rührung in den Augen, gab er uns allen die Hand und verabschiedete sich. Er hat uns für einen längeren Moment sprachlos zurückgelassen. Diese Begegnung hat mich so bewegt, dass ich sie nie vergessen werde.

Vielleicht war diese Begegnung ein Moment des Ansporns für mich, EINE KUH FÜR MARX auch als eine Art Wiedergutmachung für erlittenes Unrecht zu sehen.

Ich halte eine Postkarte meines Großonkels väterlicherseits, Franz Langer, in den Händen. Er stammt wie mein Vater aus Pittarn, einem kleinen Dorf im Sudetenland, dem heutigen Tschechien. Onkel Franzi hat diese Postkarte aus dem Strafgefangenenlager Nr. 7144/7 der UDSSR am 3. April 1948 (dem 10. Geburtstag meiner Mutter) an seine Frau Mili geschrieben. Als junger Mann hatte ich Onkel Franzi jedes Jahr über ein Wochenende in Rutesheim bei Stuttgart besucht. Er ist im 2. Weltkrieg als Sanitäter in die deutsche Wehrmacht einberufen worden und in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten. Bei unseren Begegnungen lauschte ich besonders seinen Erzählungen über seine Kriegsgefangenschaft und dem „Wunder“ wie er es ausdrückte, diese Gefangenschaft überlebt zu haben. Er sprach geradezu sanft und mit Milde über diese Zeit, die ihm fast sein Leben gekostet hat. Immer wieder sprach er von den Menschen, die ihm im Lager etwas zu essen, Medikamente und Kleidung zugesteckt hatten, als seine Engel. Besonders ist ihm eine russische Ärztin im Gedächtnis geblieben, die ihm half, eine lebensbedrohliche Erkrankung zu überstehen. Die besagte Postkarte hat er mir eines Tages bei einem meiner Besuche bei ihm geschenkt. Ich hüte sie wie einen Schatz. Onkel Franzi hat Schreckliches durchgemacht in dieser Zeit und durch einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Hinterkopf beim Marsch durch Schnee und Eis ins Lager hat er Zeit seines Lebens unter enormen Kopfschmerzen gelitten. Nur dadurch, dass ihn ein Kamerad mit ins Lager schleifte, überlebte er diesen Marsch. Erst 1949 wurde er in die Freiheit entlassen.


Союз Общества Красного Креста и Красного Полумесяца СССР

Почтовая карточка военнопленного
Carte postale du prisonnier de guerre

Бесплатно
Franc de port

Кому (Destinataire) Frau Mili Langer

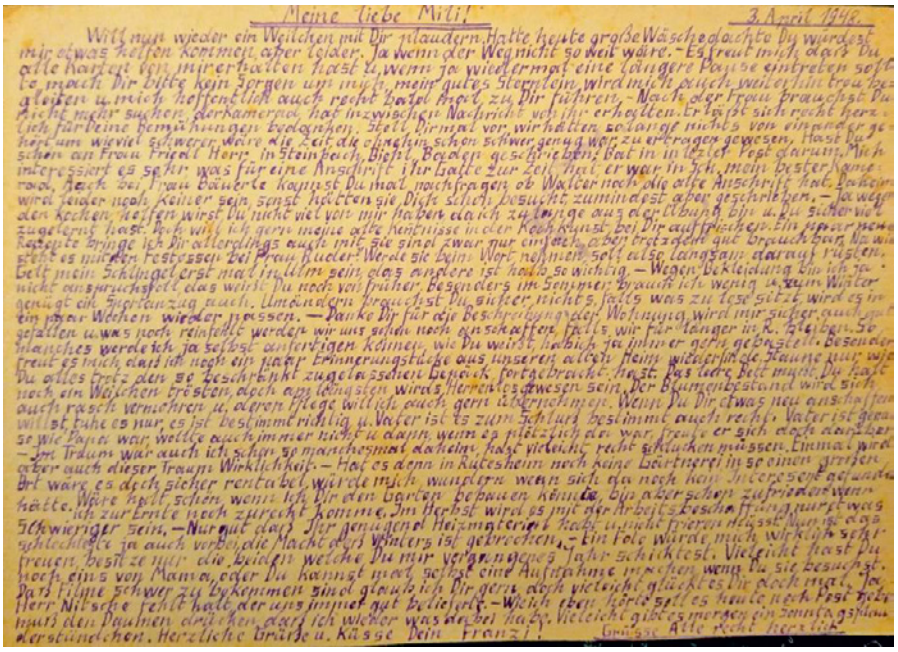
Куда (Adresse) Deutschland
(страна, город, улица, № дома, округ, село, деревня)
Rutesheim Seestr. 30 Kr. Leonberg, Württemberg (14a)

Отправитель (Expéditeur)
Фамилия и имя военнопленного
Nom du prisonnier de guerre
Franz Langer

U.d.S.S.R.

Почтовый адрес военнопленного
Adresse du prisonnier de guerre
LAGER N. 7144/7

Feldpostkarte aus sowjetischer Gefangenschaft von Franz Langer an seine Frau vom 3.4.1948. Foto: Ottmar Steffan


Meine liebe Mili! 3. April 1948.

Auch meine Mutter ist ein Flüchtlingskind gewesen. Mein Vater ist Jahrgang 1936 und musste seine Heimat Pittarn/Sudetenland 1945 verlassen. Meine Mutter, Jahrgang 1938, stammt aus Herrmannsdorf, einem Vorort von Breslau, damals Schlesien, dem heutigen Wroclaw in Polen. Die Mutter meiner Mutter war Hebamme und so unter den Deutschen, dann unter der russischen Besetzung und schließlich unter den Polen eine vielbeschäftigte Frau, die akribisch alle Geburten in einer Art Tagebuch aufgeschrieben hat. Dieses Büchlein habe ich Anfang September 2019 zum ersten Mal in die Hände bekommen.

DIE SCHLACHT VON STALINGRAD

Sie begann im August 1942 mit einem Angriff der deutschen 6. Armee auf Stalingrad und war eine der größten Schlachten des Zweiten Weltkrieges. Am 31. Januar und 2. Februar 1943 ergaben sich die Reste der deutschen Armee im Kessel der völlig zerstörten Stadt. Dieses Ereignis markierte den für das Dritte Reich symbolischen Wendepunkt des Zweiten Weltkrieges. Mindestens 700.000 Menschen sind in dieser Schlacht getötet worden.

Die entscheidende Schlacht an der Ostfront fand in der Region des damaligen Stalingrad an der Wolga statt. Die Stadt liegt 1.075 km südöstlich von Moskau am rechten Ufer der Wolga, rund 400 km nördlich der Mündung des Flusses ins Kaspische Meer. Heute erstreckt sich die Stadt in einer Breite von bis zu 10 km über mehr als 60 km am Ufer der Wolga entlang. Hier leben mehr als eine Million Menschen - vor 65 Jahren waren es rund 600.000. […] Bis 1925 hieß sie Zarizyn, dann wurde sie in Stalingrad (Stalinstadt) umbenannt. Im Rahmen der Entstalinisierung wurde der Name 1961 in Wolgograd geändert.
Obwohl die beiden Diktatoren Hitler und Stalin im August 1939 einen gegenseitigen Nicht-Angriffs-Pakt geschlossen hatten, verfolgte Hitler seine Weltmachtpläne weiter und entwickelte beharrlich einen Angriffsplan gegen die Sowjetunion. Am 22. Juni 1941 brach Hitler mit seinem Angriff auf die Sowjetunion dieses Abkommen. Anfangs erzielte die deutsche Wehrmacht bei dem Fall Barbarossa, so nannte Hitler seinen Überraschungskrieg gegen die Sowjetunion, beachtliche Anfangserfolge mit großen Geländegewinnen. Doch das Blatt drehte sich schnell. Im August 1941 übernahm Stalin selbst den Oberbefehl über die [R]ote Armee […] und rief zum [V]aterländischen Krieg gegen Deutschland auf.
Dann blieb der Angriff der „Heeresgruppe Mitte“ vor Moskau zunächst im Schlamm stecken. Für den darauf folgenden extrem kalten russischen Winter fehlte die nötige Ausrüstung, so dass der deutsche Russlandfeldzug schon hier vor dem kläglichen Ende stand. Die Kämpfe mit bestausgerüsteten sowjetischen Elitesoldaten konnten sie nicht gewinnen. Nach fürchterlichen Verlusten mussten die Deutschen den Rückzug antreten.

Vorstoß nach Stalingrad

Im Sommer 1942 gelang es zwar den deutschen Verbänden noch einmal, bis nach Stalingrad, dem Rüstungs- und Verkehrszentrum an der Wolga, und zu den Höhen des Kaukasus mit seinen Ölfeldern bei Baku vorzudringen. Zwei Wochen lang bombardierten deutsche Flugzeuge ununterbrochen die Stadt. Bis Mitte November hatten die deutschen Soldaten rund 90 Prozent von Stalingrad erobert.

Erbitterter Widerstand

Die letzten 10 000 verbleibenden Zivilisten gaben nicht auf und verwickelten den Feind in blutige Scharmützel.
In der Zwischenzeit nutzte die sowjetische Südwest-Front die Zeit, um frische Kräfte um Stalingrad zusammenzuziehen. Am 19. November 1942 begann sie im Nordwesten und im Süden eine zangenförmige Großoffensive. Die gesamte 6. Armee sowie Teile der 4. Panzerarmee und Überreste der rumänischen 3. und 4. Armee wurden eingeschlossen. Im Kessel befanden sich zu der Zeit rund 250.000 Deutsche und über 30.000 rumänische und russische Hilfssoldaten.
100 deutschen Panzern stand eine zehnfache Übermacht von rund 1000 russischen Kettenfahrzeugen gegenüber. General Friedrich Paulus, der Befehlshaber der 6. Armee, wollte trotzdem ausbrechen. Hitler akzeptierte zunächst den Plan, ließ sich dann aber von Göring davon überzeugen, dass eine wochenlange, ausreichende Versorgung aus der Luft möglich wäre. So befahl er, die eroberte Stadt zu halten. Aber Görings Plan funktionierte nicht: Nur ein Drittel des benötigten Nachschubs war in Stalingrad angekommen […].

Kapitulation und Kriegsgefangenschaft

Am 8. Januar 1943 legten die Sowjets ein Verhandlungsangebot vor. Weil Hitler sich nicht darauf einlassen wollte, zogen die Belagerer den Ring immer dichter. […]
Am 30. Januar ernannte Hitler Paulus zum Generalfeldmarschall. Da noch nie zuvor ein deutscher Feldmarschall kapituliert hatte, sollte die Beförderung Paulus motivieren, mit der 6. Armee bis zum „Heldentod“ weiterzukämpfen.
Doch Hitlers Plan ging nicht auf: Am 31. Januar kapitulierte Paulus mit seinen ihm verbliebenen Einheiten im südlichen Kessel. Zwei Tage später ergaben sich auch die ausgezehrten Truppen im Nordkessel.
Die Niederlage von Stalingrad gilt als der psychologische Wendepunkt des Krieges und Endpunkt des Vordringens der deutschen Wehrmacht in der Sowjetunion. Von den 260.000 Soldaten der 6. Armee gerieten 91.000 in Kriegsgefangenschaft. Die Überlebenden wurden als Zwangsarbeiter eingesetzt, um das zerstörte Russland wieder aufzubauen. Von diesen kehrten Jahre später nur noch 6.000 in die Heimat zurück. Im Jahr 1956 ist der letzte Kriegsgefangene aus Russland (auch aus Stalingrad) nach Deutschland heimgekehrt.

Quelle: https://www.wasistwas.de/archiv-geschichte-details/die-schlacht-von-stalingrad.html

Licht - Leben - Liebe – die Stalingrad-Madonna

von Heike Prior

Winter 1942, Kurt Reuber befindet sich zusammen mit seinen Kameraden im Kessel von Stalingrad. Es ist Weihnachten. Der Pastor, Arzt und leidenschaftliche Zeichner überrascht seine Kameraden an Heiligabend mit einem ganz besonderen Bild, dessen Schönheit die Soldaten zu Tränen rührt und in den Folgejahren Berühmtheit erlangt: die Stalingrad-Madonna.

Die Stalingrad-Madonna – Weihnachten im Kessel – Licht, Leben, Liebe – Kohlezeichnung des evangelischen Pastors Kurt Reuber, gezeichnet 1942 in der „Festung Stalingrad“. Foto: Heike Prior.

Es ist eine Kohlezeichnung auf der Rückseite einer Landkarte, die heute an drei Orten zu Frieden mahnt: in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche (hier hängt das Original), in einer Kirchenruine im englischen Coventry und in der katholischen Kirche in Wolgograd, dem ehemaligen Stalingrad.

Kurt Reuber schreibt nach Weihnachten in einem Brief an seine Frau: „Das Bild ist so: Kind und Mutterkopf zueinander geneigt, von einem großen Tuch umschlossen, Geborgenheit und Umschließung von Mutter und Kind. Mir kamen die johanneischen Worte: Licht, Leben, Liebe. Was soll ich dazu noch sagen? Wenn man unsere Lage bedenkt, in der Dunkelheit, von Tod und Hass umgeben – und unsere Sehnsucht nach Licht, Leben, Liebe, die so unendlich groß ist in jedem von uns!

Ganz elementar physisch zunächst, ganz verschieden bei den einzelnen, und dann gewandelt in die geistige Sehnsucht, diese notvolle Sehnsucht nach einer Überwelt, die der Erde treu bleibt und sich doch aus ihr erhebt. Die Worte werden zum Symbol einer Sehnsucht nach allem, was äußerlich so wenig da ist und was am Ende nur in unserem Innersten geboren werden kann. Diese drei Dinge möchte ich in dem erdhaft-ewigen Geschehen von Mutter und Kind in ihrer Geborgenheit andeuten. Dieses Erdhaft-Gegenständliche wird mir transparent für die ewigen Hintergründe - und am Ende wird es dann Weihnachten, und

Gefangenenmadonna – Weihnachten 1943 – Licht, Liebe, Leben – Kohlezeichnung des evangelischen Pastors Kurt Reuber, gezeichnet in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Foto: Heike Prior.

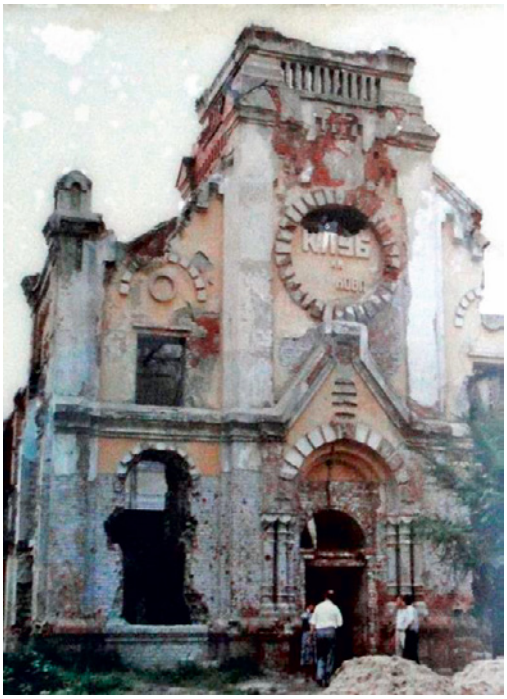
dann tritt die Madonna vor uns hin.“

Die Stalingrad-Madonna lässt Reuber von einem Kameraden zusammen mit anderen Zeichnungen und Briefen zu seiner Familie nach Deutschland mitnehmen. Er schreibt im Januar 1943: „Heute gab ich meinem kranken Kommandeur, der zu Euch fliegt, ein Päckchen mit. Auf einem Bild ist Euer Vater, es gehört der Mutter. […] Die „Festungsmadonna“ gehört Euch allen. Die Mutter kann Euch erzählen wie gut es ist, wenn der Mensch in schweren Zeiten eine Festung in sich hat, dass er fest bleibt.“ (aus einem Brief an seine Kinder , 6. Januar 1943)

Kurt Reuber gerät 1943 in sowjetische Gefangenschaft. Auch dort zeichnet er weiter. Weihnachten 1943 entsteht eine zweite Madonna, die sogenannte Gefangenenmadonna.

Er schreibt am 25. Dezember 1943 an seine Frau: „Vor einem Jahr – Weihnacht – Stalingrad. Wie anders war da unser Weihnachtshoffen! […] Nach alter Tradition ist Adventszeit zugleich Zeit der Selbstbesinnung. So ganz am Ende, vor dem Nichts, im Bann des Todes – welch eine Umwertung der Werte hat sich vollzogen! So wollen wir diese Wartezeit nützen als innere Zurüstung auf ein sinnerfülltes neues Dasein und Wirken in unserer Familie, im Beruf, im Volk. Mitten auf unseren adventlichen Todesweg leuchtete schon das Freudenlicht der Weihnacht als Geburtsfest einer neuen Zeit, in der, - wie hart sie auch sein möge - wir uns des neugeschenkten Lebens würdig erweisen wollen. Wenn Dich mein vorjähriger Weihnachtsgruß aus dem Kessel erreicht hat, fandest Du dabei eine Zeichnung für unseren Gefechtstand, in dem wir die ergreifendste Weihnachtsfeier angesichts des Todes durchlebten. Jene Mutter, die im dunklen Trauerkleid ihr lichtvolles Kind birgt. Um den Rand schrieb ich die Symbolworte alter Mystik: Licht – Liebe - Leben. Schau in dem Kind das Erstgeborene einer neuen Menschheit an, das unter Schmerzen geboren, alle Dunkelheit und Traurigkeit überstrahlt. Es sei uns Sinnbild sieghaften zukunftsfrohen Lebens, das wir nach aller Todeserfahrung umso heißer und echter lieben wollen, ein Leben, das nur lebenswert ist, wenn es lichtstrahlend rein und liebewarm ist. So erfüllen wir den tiefen Sinn unseres alten Weihnachtsliedes „Das ewige Licht geht da hinein, gibt der Welt ein‘ neuen Schein. Es leucht‘ wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht.“

Zitate und Bilder aus: Die Stalingrad-Madonna. Das Werk Kurt Reubers als Dokument der Versöhnung. Hg. v. Martin Kruse. Hannover 1996.



Die römisch-katholische Kirche in Wolgograd

Die römisch-katholische Kirche im heutigen Wolgograd wurde 1899 gebaut. 1930 wurde der Pfarrer der Gemeinde, Florian Schulz, verhaftet. Sein Schicksal ist unbekannt. Am 17. April 1935 wurde die Kirche geschlossen, das Pfarrhaus und die Winterkapelle zerstört. In den folgenden Jahrzehnten wurden diverse staatliche Institutionen im Gotteshaus untergebracht. Im Mai 1991 (nach über 60 Jahren ohne Priester) kam Pater Alfred Manko, Pfarrer aus Polen, nach Wolgograd und fing an, die Gemeinde zusammenzuführen. Am 19. August 1991 wurde die katholische Gemeinde registriert. Messen wurden in einer gemieteten Wohnung gelesen. Am 9. Januar 1992 bekam die Kirche das Gebäude und das Grundstück, auf dem sie steht, zurück. Im Sommer 1992 wurde eine zeitweilige Kapelle aus Containern gebaut. Von 1992 bis 1998 wurde die Kirche mithilfe von Spenden von Papst Johannes Paul II., Gemeindemitgliedern und karitativen Organisationen aus verschiedenen Ländern wiederaufgebaut. Die "Stalingrader Madonna" wurde zur Ikone und thront über dem Altar der Kirche. Im Kirchenschiff informiert eine Info-Tafel über Kurt Reuber und die von ihm angefertigte Kohlezeichnung. Die feierliche Weihe der wiederhergestellten Kirche des Heiligen Nikolaus fand am 4. Mai 1997 statt. Fotos: Ottmar Steffan.

.

Die Mutter Heimat Statue - majestetisch steht sie zum Gedenken des Sieges der sowjetischen Streitkräfte im Zweiten Weltkrieg auf dem Mamajewhügel in Wolgograd. Sie ist 85 Meter hoch und wiegt 7900 Tonnen. Foto: Jan-Philip Bünker.

Wie erlebt ein Freiwilliger in Wolgograd die deutsch-russische Geschichte?

Eine Stadt voller Erinnerungen an den 2. Weltkrieg und mittendrin ein junger Deutscher – Jan-Philip Bünker erzählt von seiner Zeit in Wolgograd

Von Jan-Philip Bünker

In Wolgograd, vielen besser bekannt als Stalingrad, habe ich als Freiwilliger ein Jahr lang gewohnt und gearbeitet. Dass Wolgograd ein sehr historischer Ort ist, merkt man bei der Ankunft am Flughafen zunächst nicht. Kein Denkmal, keine Tafel, die einen Hinweis liefert. Aber nähert man sich dem Stadtzentrum, so ändert sich dies. Dort steht nämlich, gegenüber vom Fußballstadion, in dem 2018 auch WM-Spiele stattfanden, der Mamajew-Hügel mit der Statue „Mutter Heimat ruft“. Eine riesige, 80 Meter hohe Statue, die an die Schlacht in Stalingrad und den Sieg der Sowjetunion erinnert.

Als ich das erste Mal dort war, war ich überwältigt von ihrer Größe und der gesamten Anlage. Neben der großen Statue gibt es noch viele weitere, kleinere Statuen, die verschiedene Szenen aus der Schlacht darstellen sollen. Außerdem noch eine Ruhmeshalle mit einer ewigen Flamme in der Mitte. An den Wänden ringsherum stehen Namen von gefallenen russischen Soldaten. Diese Form der Erinnerungskultur war bei mei-

In der Ruhmeshalle auf dem Mamajewhügel in Wolgograd steht ein „ewiges Licht“ zum Gedenken an die gefallenen sowjetischen Soldaten, deren Namen die Tafeln an den Wänden tragen. Foto: Jan-Philip Bünker.

nem ersten Besuch dort sehr befremdlich. Ich habe schnell gemerkt, wie stolz die Russen auf ihr Land und ihre Geschichte sind. Bei meinem ersten Besuch wurde ich von einer Frau aus der Kirchengemeinde begleitet. Sie erzählte voller Begeisterung von der Geschichte des Hügels, von den einzelnen Statuen und auch von Heldengeschichten.
Es gibt nicht nur dieses großes Denkmal, welches übrigens das meistbesuchte Denkmal Russlands ist, sondern auch ein Museum zu der Schlacht in Stalingrad. Im „Museum Panorama“ gibt es neben dem namensgebenden Panorama zur Schlacht in Stalingrad viele Ausstellungsstücke wie z.B. Kleidung oder Waffen, aber auch viele Informationen über die Schlacht selbst. In der gesamten Stadt begleitet einen die Geschichte. Es stehen überall kleine Denkmäler oder Tafeln, die an den Zweiten Weltkrieg und die Stadt erinnern. Vor allem am Anfang ist mir das sehr aufgefallen, nach einiger Zeit aber ging es im Alltag doch eher unter.

An Feiertagen wie dem 9. Mai blüht die Erinnerung an den 2. Weltkrieg in Russland immer wieder auf. Überall sieht man dann z.B. Plakate oder Busse mit den Aufschriften „Danke für den Sieg“. Doch es geht nicht allein um das Feiern des Sieges, es geht auch immer wieder um das stille Gedenken an die vielen Toten. Und dies nicht nur auf der russischen Seite, sondern auch auf der deutschen Seite. Den gefallenen deutschen Soldaten wird in Wolgograd gedacht: Außerhalb der Stadt, in der Nähe des Flughafens befindet sich eine große, mit Gras und ein paar wenigen, kleinen Bäumen bewachsene Fläche. Dort stehen vereinzelt Blöcke aus Sandstein und es geht eine Mauer um eine kreisförmig erhobene Grasfläche. Auf dieser Mauer und den Würfeln stehen über 62.000 Namen von gefallenen deutschen Soldaten. Ganz schlicht, ganz unauffällig. Dieses endlose Meer an Namen zu lesen, lässt einen das Ausmaß des 2. Weltkrieges, das es allein in Stalingrad hatte, auf sehr bewegende Art spüren. Besonders schockiert war ich von den Daten, die auf den Steinen angegeben waren. Viele waren so alt

Am 9. Mai, dem russischen Feiertag zum Gedenken an den Sieg über den Faschismus finden jedes Jahr Feierlichkeiten auch auf dem Mamajewhügel in Wolgograd statt. Foto: Jan-Philip Bünker.

wie ich, einige auch jünger, nicht einmal 20 Jahre alt. An der Gedenkstätte gibt es eine sehr schöne Geste: Dort steht ein Altar, der sowohl von katholischen als auch orthodoxen Christen genutzt wird – ein Zeichen der Freundschaft und der Versöhnung. Gegenüber von der Gedenkstätte für die deutschen Soldaten gibt es ein Denkmal für gefallene sowjetische Soldaten mit einzelnen Grabsteinen, auf die Blumen und Helme gelegt worden sind.

In Russland wird der Sieg im Zweiten Weltkrieg sehr gefeiert, die Soldaten werden als Helden verehrt. Vor allem am 8. und 9. Mai ist dieser Stolz sehr spürbar. Dann wird nämlich der Tag des Sieges (über den Faschismus) gefeiert. In fast allen russischen Städten gibt es dazu dann Veranstaltungen wie z.B. Militärparaden, die vor allem in Moskau sehr groß sind. Natürlich wird auch in Wolgograd gefeiert, mit einer kleinen Militärparade mit Fahrzeugen aus dem Zweiten Weltkrieg, zu der Hunderte von Menschen kommen. Dort werden dann Fahnen geschwenkt, auch von der Sowjetunion oder Fahnen, wo sich für den Sieg bedankt wird. Es war für mich und auch für die anderen Freiwilligen, die mich zu der Zeit besucht haben, etwas befremdlich. Es war für mich eine völlig neue und andere Weise, sich mit dieser Zeit auseinanderzusetzen. Ich hatte an diesen beiden Feiertagen das Gefühl, dass die Zeit des Zweiten Weltkriegs und der Sieg Russlands sehr glorifiziert werden. Mit dieser Meinung bin ich nicht allein: Viele vor allem jüngere Russen wenden sich von diesen Ereignissen ab, gehen nicht zu den Veranstaltungen und sehen es auch nicht als zeitgemäß an, den Sieg so zu feiern wie es dort getan wird.

Es gibt allerdings auch eine sehr schöne Tradition an diesem Tag, den Gedenkmarsch „Das unsterbliche Regiment“. Dort laufen die viele Menschen mit Bildern ihrer im Zweiten Weltkrieg gefallenen Verwandten durch die Stadt, um an diese zu erinnern.

Vor meinem Auslandsaufenthalt war ich unsicher, wie man mich wohl als Deutscher in Wolgograd aufnehmen würde aufgrund der deutsch-russischen Vergangenheit. Meine Erfahrungen sind rundweg positiv. Ich habe recht schnell gemerkt, dass es den Menschen nicht wichtig war, woher ich kam. Manch einer hat sich sogar gefreut und das Gespräch geradezu gesucht. Nur am 8. und 9. Mai hatte ich das Gefühl, komisch angeschaut zu werden, als wir bei der Parade standen und Deutsch gesprochen haben. Aber das ist in diesem Rahmen und bei dieser Vergangenheit ja auch nicht verwunderlich!

Fotos aus dem 2. Weltkrieg – Vater Lange war als Soldat in der Wolgasteppe, unweit von Elista, der Hauptstadt der Kalmücken. Fotos: privat

Vom Feldpostbrief im Jahr 1942 aus Kalmückien zu den Klosterbauern heute

Als „Klosterbauer“ von EINE KUH FÜR MARX bereiste Friedhelm Lange die Gegend, in der sein Vater im 2. Weltkrieg ausharren musste: die russische Kalmückensteppe

von Friedhelm Lange

Von den ganz wenigen Erzählungen meines Vaters zum 2. Weltkrieg hat sich vor allem eines eingeprägt: Seine Berichte über die Zeit als Soldat in der russischen Kalmückensteppe. Warum? Ich weiß es nicht. Als ich die Worte seinerzeit hörte, muss ich wohl so zwischen 12 und 14 Jahre alt gewesen sein, also irgendwann Anfang der 1960er Jahre...

Kalmückensteppe. Was ist das denn? Mit diesem Begriff konnte ich damals nichts anfangen. In Erinnerung blieben vor allem die ungewöhnlichen kleinen Schwarz-Weiß-Fotos, geknipst im Sommer 1942. Diese fanden wir im dicken Stapel der Feldpostbriefe meines Vaters, gesendet an seine damalige Freundin und spätere Ehefrau, unsere Mutter. Sie zeigten sehr ungewöhnliche Motive, Dinge, die mir damals total fremd, ja „außerirdisch“ vorkamen: Kamele, Wüstengebiete, braune baumlose Landschaften und Menschen, die ganz anders aussahen als ich, unsere Familie, Verwandte, Nachbarn - und alle, die ich sei-

Kamele als Lasttiere - auch dies hat Vater Lange während seines Einsatzes in der Kalmückensteppe festgehalten.
Foto: privat

nerzeit jemals im Fernsehen habe sehen können. Gab es dies alles wirklich? Wenn ja, wo in der Welt könnte das wohl sein?
Was ist das für eine Welt, die mein Vater damals gesehen und erlebt hat? Ist das wirklich zu begreifen, was er 1942 in die mehr als 3.000 km entfernte Heimat per Brief übermittelte? Diese Briefe sehr persönlichen Inhaltes lassen sich auch heute noch kaum lesen, ohne feuchte Augen zu bekommen. Mit aller Wucht wird aus ihnen deutlich, dass sie aus einer unbekannten 'Welt' stammten. Bis heute hat sich diese Wirkung weitgehend erhalten - auf uns, die wir im (kriegs-)freien Wirtschaftswunderland aufwuchsen und uns die Welt in alle Richtungen immer offen stand und steht.

Feldpostbriefe aus der Fremde

Fast jeder dieser Feldpostbriefe dokumentiert ein Lebensereignis, vermittelt oft harte menschliche Schicksale. Sie spiegelten in den ersten Kriegsjahren noch Zuversicht und Hoffnung, später nur noch Elend und Verzweiflung, obwohl sie sprachlich bestimmt geschönt waren, schon wegen der militärischen Zensur.
Aber mich machten die Fotos von 1942 auch sehr neugierig. Zunächst eher oberflächlich und ohne deren Aussagen aktiv zu hinterfragen - oder gar eigene Recherchen anzustellen. Doch dies änderte sich durch die Motorradreisen nach Polen, Litauen, Lettland, in die Ukraine und vor allem nach Russland. Aber vor allem durch meine Tätigkeit als „Klosterbauer" beim Caritasverband Osnabrück Die Reisen und die Arbeit als „Klosterbauer" gaben mir die Chance, mir von Gegenden, Städten und Menschen ein eigenes Bild zu machen und mir so ein persönliches Urteil zu bilden.
Als wir (Andreas Nixdorf aus Melle und ich) im Jahr 2009 mit unseren Motorrädern von dem Bade- und Kurort Sotchi aus in Richtung Wolgograd fuhren, waren wir erstmals auf den Spuren unserer Väter.
Die Erinnerung spülte Begriffe zutage, die ich vom Vater bereits gehört hatte: Donez, Dnepr, Don, Maikob, Kalmückensteppe, Stalingrad… Gab es jetzt, 2009, die Gelegenheit, davon etwas zu sehen?

In Sotchi mussten wir entscheiden: Wollen wir über Elista nach Wolgograd fahren - und so mitten durch die Kalmückensteppe - oder doch lieber über die Hauptstraßen M 4 und E 40? In Sotchi hörten wir uns bei Einheimischen um. Viele rieten uns dringend, ausschließlich die russischen Hauptstraßen zu benutzen. In der Kalmückensteppe gebe es mehrere hundert Kilometer kein Dorf, also besonders 'einsame' und oft schlechte Straßen und staubige Steppe. Dort gebe es zu viel Straßenräuber. Es sei dort für uns viel zu gefährlich, hieß es.
Diese Warnungen schienen uns damals so bedeutsam, dass wir für unseren Trip nach Wolgograd schließlich die Hauptstraßen bevorzugten. Eigene Eindrücke zur Kalmückensteppe blieben uns also damals bedauerlicherweise verwehrt. Der Wunsch, diese mit eigenen Augen zu sehen aber saß fest im Kopf. Würde er sich irgendwann realisieren lassen?

Mit dem Motorrad von Sotchi nach Wolgograd

Obwohl wir 2009 für diese Etappe ausschließlich die Hauptstraßen benutzten, haben die 400 Kilometer bei uns ganz besondere Spuren hinterlassen: Diese fast schnurgerade Strecke verläuft durch eine riesige und fast „leere" Landschaft. Steppe pur. Kaum ein Dorf, kein Baum, kein Strauch – so weit in dieser weiten Steppenlandschaft das Auge reichte. Die schier endlosen Weiten von Steppe und Wüste haben für uns „Mopedfahrer" eigentlich etwas Faszinierendes, etwas von grandioser Landschaft. Doch hier, in der Nähe zum früheren Stalingrad, war das anders.
Andreas und mich plagten immer wieder gleiche Gedanken und Fragen: Was wollten oder besser sollten unsere Väter damals hier in dieser unwirtlichen Gegend? Wie ging es den Vätern damals? Was hatten sie für Gedanken, Hoffnungen, Ängste?
Diese Gegend hält weder Essen noch Trinkbares bereit. Es gibt nicht einmal Schatten. Oder irgendetwas anderes zum eigenen Schutz, wenn die Sonne 16 Stunden am Tag brennt und extreme Temperaturen von mehr als 40 Grad Hitze oder Kälte „normal" sind. Essbares musste über hunderte Kilometer herangeholt werden. Ebenso Sprit und alles, was den damaligen Führern für einen militärischen Erfolg und das persönliche Überleben wichtig war - oder auch das „zurück nach Hause" hätte ermöglichen können. Ein Boden, der bei Nässe Fahrzeuge, Pferdehufe und Füße einsin-

Kaffeepause am Wegesrand für die beiden Motorradfahrer Friedhelm Lange (rechts) und Andreas Nixdorf (links).
Foto: privat.

ken ließ. Eine schier mörderische Umgebung, nichts zum Bleiben, nichts zum Kämpfen.

Für uns mit unseren Erwartungen gab es in dieser Gegend gleichwohl viel zu sehen, zu erleben: Westlich dieser für Deutsche schicksalhaften Stadt aufwändig gestaltete und frisch gepflegte deutsche und russische Soldatenfriedhöfe. Und eine Steppenlandschaft, in der die Konturen der von Soldaten mit Hacke und Schaufel gebauten Schützengräben als tiefe Furchen im Gelände noch heute sichtbar sind. Bilder, die uns stumm machten.
In Wolgograd, direkt am Ufer der Wolga, steht das wohl eindrucksvollste Monument „Mütterchen Heimat“, erbaut auf dem Mamajew-Hügel. Die Ruhmeshalle für gefallene Russen hinterließ bei uns unvergessliche Eindrücke: die überdimensionierte Hand, die dort das ewige Feuer hält. Wir hörten das bekannte Klavierstück „Träumerei“ des deutschen Komponisten Robert Schumann. Ein deutscher Komponist hier in dieser bedeutsamen russischen Gedenkstätte? Sind es sich widersprechende oder sich ergänzende Elemente dieser Ruhmeshalle? Wir wissen es nicht.

Kopfkino

Dass uns die Menschen dieser Stadt trotz der schrecklichen gemeinsamen Geschichte so freundlich und offen begegneten, brachte uns ins Grübeln.
Mein Vater war nie in Stalingrad, Gott sei Dank! Aber er war in der wenige Kilometer südlich davon beginnenden

Elista ist die Hauptstadt der autonomen russischen Republik Kalmückien. Die Kalmücken sind ein buddhistisches Volk. Sie litten sehr unter der Vertreibung ihrer Volksgruppe durch Stalin. Karte: Friedhelm Lange.

Kalmückensteppe! Irgendwie mischten sich bei mir diese jetzt gewonnenen Eindrücke mit meinem „Kopfkino“ aus den Fotos der Feldpostbriefe. Sie verstärkten den Wunsch, die Steppe unbedingt mit eigenen Augen zu sehen, sie selbst zu erleben.

Bis 2015 blieb dieser Wunsch ganz oben auf meiner ganz persönlichen Wunschliste. Dann, 2015, gab es eine Bitte von Ottmar Steffan an die Klosterbauer: Kommt bitte für dringende Reparaturarbeiten nach Astrachan. Astrachan liegt im Wolgadelta des Kaspischen Meeres, angrenzend an Kalmückien. Für mich war es die Gelegenheit zum eigenen Blick in die Kalmückensteppe.

Hier kam alles noch viel näher, war alles noch bedrückender als damals auf unserer Wolgograd-Fahrt. Es machte sehr nachdenklich und betrübt, sich den eigenen Vater in diesem menschenfeindlichen Umfeld, in diesen existenziellen Bedrohungen vorzustellen. Den immerwährenden Ängsten um das eigene Leben, den Krankheiten, dem Hunger, der Einsamkeit, den Gedanken an Familie, Freunde und die Liebste daheim… Und: Wieviel Brutalität muss man im Geiste hinzurechnen, um das „ganze Bild“ des Schrecklichen zu sehen? Wie viele persönliche Wünsche und Hoffnungen mussten für immer begraben werden? Und die Gewissensnot, gegen Menschen zu kämpfen, die man im Innersten nicht als „böse Feinde“

Hunderte von Kilometern nur Steppenwüste – so erlebte Vater Lange vor fast 70 Jahren (oben) und sein Sohn Friedhelm vor einigen Jahren auf seiner Motorradtour (unten) die Kalmückensteppe zwischen Wolgograd und Elista. Fotos: privat.

empfand, deren Friedlichkeit und Freundlichkeit oft überraschte – wie mein Vater oft erzählte.

Hier, nicht weit von der Wolga entfernt, erinnerte ich mich an das Lied, das meine Eltern später oft zusammen sangen:

Es steht ein Soldat am Wolgastrand, hält Wache für sein Vaterland.
In dunkler Nacht allein und fern, es leuchtet ihm kein Mond, kein Stern.
Regungslos die Steppe schweigt, eine Träne ihm ins Auge steigt:
Und er fühlt, wie's im Herzen frisst und nagt, wenn ein Mensch verlassen ist, und er klagt, und er fragt:
Hast du dort oben vergessen auf mich? Es sehnt doch mein Herz nach Liebe sich.
Du hast im Himmel viel' Engel bei dir, schick' doch einen davon auch zu mir.

Gastfreundschaft soweit das Auge reicht

Und wie waren die Russen zu uns ganz persönlich? Wir erlebten sie immer interessiert, zugewandt, respektvoll und fast immer (beschämend) gastfreundlich. Ressentiments uns gegenüber haben wir niemals gespürt, nicht einmal in den so emotionsgeladenen Erinnerungsstätten Wolgograds.

Es ist mir noch immer rätselhaft, was dieses ganz besondere und sehr positive Verhältnis zwischen den Menschen unserer Völker geschaffen hat. Auch heute noch, trotz so viel (gemeinsamem) Leid und so viel Tod.

Wirken noch immer die engen Verwandtschaftsverhältnisse von Kaisern und Zaren? Liegt es an den vielen deutschstämmigen Ehefrauen an Zarenhöfen, von denen einige Großes in Russland bewirkt haben? Oder etwa an den Spuren, die viele in Russland eingewanderte Deutsche dort hinterließen? Oder liegt es ganz banal an den deutschen Maschinen und Konsumwaren, die in russischen Lebensmittel- und Baumärkten allgegenwärtig und für das Leben der Russen so wichtig sind? Was haben die Erinnerungen der Hunderttausenden Sowjetsoldaten und ihre Berührungen mit Deutschland in Zeiten des Kalten Krieges bewirkt? Die Gründe sind sicherlich vielschichtiger als hier beschrieben werden kann.

Gute Beziehungen zwischen Russland und Deutschland

Es ist meiner Überzeugung nach jedoch gewiss, dass dieses erstaunlich gute Verhältnis vor allem von dem Bemühen um Unterstützung und Hilfe herrührt wie sie zum Beispiel seit Jahrzehnten von Osnabrück aus geleistet wird. Dahinter verbergen sich Namen wie EINE KUH FÜR MARX, Freiwilligendienst, Kleiderkammer, Klosterbauer und noch vieles mehr. Die Unterstützung vor Ort durch die Caritas, durch Pfarrer und Schwestern sowie die Unterstützung aus der Ferne trägt zu dem heutigen guten Miteinander bei. Bei allem nicht zu vergessen der Glaube an Gott. Der Glaube macht reich und lässt uns viele Brücken bauen.

Vor wenigen Tagen fand meine Cousine beim Aufräumen nach dem Tod ihrer Mutter folgenden Feldpostbrief meines Vaters an ihre Mutter. Er stammt aus dem April 1943 und somit wahrscheinlich aus der Gegend südöstlich des damaligen Stalingrad - vielleicht aus Kalmückien?

Russland, den 4. April 1943
Liebe Schwester Erna,
zunächst meinen herzlichen Glückwunsch zur Konfirmation. Ich hätte schon ein paar Tage eher geschrieben, aber es ging nicht gut, denn dieser Brief wird wohl etwas zu spät bei Dir eintreffen, darum entschuldige bitte. Nun fängt für Dich auch das Leben an und wirst aufgenommen im großen Lebensstrom. Nun wirst Du die Welt kennen lernen mit all ihrer Schlechtigkeit und Not. Möge Gott Dich behüten und führen auf allen Deinen Wegen, und bleibe gesund Dein Leben lang. Dieses wünscht Dir aus weiter Ferne Dein Bruder Fritz.

Hintergrund:

Obwohl es ein extrem kleines Gebiet mit nur rd. 300.000 Einwohnern ist, hat Kalmückien in der russischen Föderation den Status einer autonomen Region. Fast die Hälfte der Menschen wohnt in der Hauptstadt Elista. Im Übrigen besteht Kalmückien nahezu vollständig aus Steppe bzw. Wüste. Die meisten dort lebenden Menschen sind mongolischer Herkunft. Kalmückien ist in Europa die einzige Region, in der die buddhistische Religion vorherrschend ist. In Elista befindet sich auch die größte buddhistische Tempelanlage Europas. Die Tatsache, dass Teile der Kalmücken im 2. Weltkrieg auf Seiten der Deutschen kämpfte, führte 1943 zur Deportation vieler Kalmücken in den asiatischen Teil der Sowjetunion. Nach ihrer Rehabilitierung in den 1950er Jahren kehrten viele nach Kalmückien/Elista zurück. Inzwischen besetzen die Kalmücken auch wieder die wichtigsten Führungsposten dieses Wüstenstaates. (Quelle: Wikipedia).
Im stark buddhistisch geprägten Elista gibt es auch eine kleine katholische Gemeinde mit einer ebenso kleinen Kirche. Sie befindet sich im Stadtzentrum, ganz in der Nähe des großen buddhistischen Tempels.

Ottmar Steffan besucht das Kinderzentrum der Caritas Wolgograd in Wolski. In den oberen Etagen eines alten Hotels sind seit Ausbruch des Krieges in der Ostukraine Flüchtlingsfamilien aus dem Donbas untergebracht und werden von der Caritas betreut. Foto: Caritas Wolgograd.

Die Caritas Wolgograd stellt sich vor

Blick zurück auf das Jahr 2018: Vor einem Jahr feierte die Caritas Wolgograd ihr 25jähriges Bestehen

von Inna Bublikowa, Direktorin der Caritas Wolgograd

Am 5. Oktober 1993 wurde der Grundstein für die Gründung der Caritas in Wolgograd gelegt und im Dezember desselben Jahres wurde sie als wohltätige katholische Organisation registriert.
Die Caritas Wolgograd ist ein Sozialer Dienst nicht nur für die katholischen Gemeindemitglieder, sondern ebenso für Gläubige anderer Konfessionen, aber auch für Menschen, die das Bedürfnis haben, benachteiligten und unterdrückten Menschen zu helfen.

Die karitative Arbeit verwirklicht die Caritas Wolgograd gemeinsam mit staatlichen und öffentlichen Organisationen mit Mitteln katholischer und gemeinnütziger Vereine und privater Spenden.
1993 nahm die Arbeit mit humanitären Hilfen für Menschen in Not ihren Anfang. Die ersten Freiwilligen waren Studenten aus Afrika. Bei der ersten Caritas-Versammlung in Russland 1996 wurde die Caritas Wolgograd von Zachari Sokadjo und Swetlana Kriwoschejenko vertreten. Sie waren die ersten Leiter der neuen Organisation.

Die Caritas Wolgograd gehört zum Bistum St. Clemens in Saratow. Dort befindet sich die Zentrale für Südrussland und von dort werden die Programme koordiniert, an denen neben der Caritas Wolgograd auch die Caritas-Sozialstationen anderer Städte des Bistums teilnehmen.
Den Vorsitz der Caritas Wolgograd hat der Gemeindepfarrer der katholischen Kirchengemeinde St. Nikolaus in Wolgograd inne. Geleitet wird die

Das Team der Caritas Wolgograd plant das Projekt „Ein Kilogramm Liebe“. In diesem Projekt werden Lebensmittel für Bedürftige gesammelt und findet große Unterstützung unter den Mitgliedern der katholischen Kirchengemeinde und darüber hinaus. Foto: Caritas Wolgograd.

Caritas wird von der Caritasdirektorin Inna Bublikova. 2018 zählte die Caritas Wolgograd zehn hauptamtliche Mitarbeiter. Für die Realisierung von Projekten wurden vier Fachkräfte hinzugezogen.

Grundrichtungen der Arbeit der Caritas Wolgograd

Notfallhilfe seit 1993: Sozialstation und materielle Hilfe für Bedürftige – entstanden aus humanitären Hilfen und Krisenprogrammen.
Unterstützung für sozial schwache und benachteiligte Familien seit 1999: bedürftige, zerrissene und kinderreiche Familien. Zu Beginn ein Kurzzeitprojekt mit Lebensmittelhilfen, später die Suppenküche für Kinder.
Hilfe für Menschen in Krisensituationen und Obdachlose seit 1997: Obdachlose nach der Haftentlassung. Die Arbeit begann mit einer Essensausgabe am Bahnhof und in der Stadt.
Hilfe für Alte, Schwerkranke und Beeinträchtigte sowie Unterstützung der Pflegekräfte/ Angehörigen seit 2001: Die Arbeit begann mit der Bereitstellung von Hygieneartikeln, Medikamenten und Lebensmitteln.
Hilfe in Notsituationen seit 2009: Brandopfer, Opfer von Überschwemmungen.
Hilfe für Migranten seit 2003: Aussiedler, Flüchtlinge aus Nachbarländern. Die Arbeit begann mit der Hilfe für Flüchtlinge aus Tschetschenien.
Wohltätige Aktionen seit 1993: Unterstützung von Pflegekräften medizinischer Einrichtungen, Entwicklung wohltätiger und freiwilliger Tätigkeiten in der lokalen Bevölkerung.

Soziale Gruppen, die die Hilfe der Caritas Wolgograd erfahren: alleinstehende Rentner und behinderte Menschen, Menschen mit Einschränkungen bei der Selbstversorgung, Pflegebedürftige, Obdachlose, Menschen in Krisen- und Notfallsituationen, Kinder aus Familien in Krisensituationen, behinderte Kinder, alleinstehende Mütter mit kleinen Kindern.

2018 realisierte die Caritas Wolgograd 9 soziale Projekte

Das Projekt **„Kinderzentrum“** gehört in das Diözesanprogramm „Familienorientierte Unterstützung für Kinder aus Fa-

milien in schwierigen Lebenssituationen“, an dem auch Zentren in Marx, Orenburg, Astrachan und Wladikawkas teilnehmen. Das Zentrum befindet sich auf dem Territorium des Hotels „Achtuba“ in Wolschski. 2018 wurde das Projekt von einer Leiterin und zwei Fachkräften geführt. Zum Jahresende wurde ein Psychologe eingestellt. Außerdem absolvierten zwei Freiwillige aus dem Bistum Osnabrück ihren Freiwilligendienst in dem Projekt: Johannes Pfemeter und Jan-Philip Bünker. Sie unterstützten bei der Vorbereitung von Unterrichtsstunden, bei Sport- und Werkstunden sowie bei der Vorbereitung von thematischen Veranstaltungen.

Projekt **Hauskrankenpflege** – nationales Programm der Caritas Russland; drei weitere Caritasstellen nehmen teil: Novosibirsk, Saratow und Sankt Petersburg; insgesamt sind acht Caritaszentren eingebunden.
Die Beratung und Ausbildung von pflegenden Angehörigen und Fachkräften fand in speziell eingerichteten Räumen der Caritas Wolgograd statt sowie in medizinischen und sozialen Einrichtungen der Stadt Wolgograd. Das Projekt wurde von einer fachlichen Leitung und zwei Fachkräften und freiwilligen Helfern unterstützt, unter anderem aus Deutschland. Sie besuchten einsame ältere Menschen, schwer kranke und behinderte Menschen im Hospiz oder zu Hause.
Im Jahr 2018 bewarb sich die Caritas für staatliche Zuschüsse und erhielt Unterstützung für das Projekt **„Pflege als Prozess: Neustart“**. Ziel ist es, ein Langzeitpflegesystem in Wolgograd zu entwickeln. Das Projekt ist auf 9 Monate ausgelegt und hat im Dezember 2018 begonnen. Das Personal, die Ausrichtung und die finanzielle Unterstützung des Projektes konnten ausgeweitet werden.

Von April 2018 bis März 2019 wurde das Diözesanprogramm **„Verbesserung der Lebensverhältnisse von Flüchtlingen aus der Ukraine in Südrussland“** durchgeführt. Im Rahmen des Projektes erhielten Einwandererfamilien aus den Gebieten um Donezk und Lugansk materielle, soziale und psychologische Unterstützung. Es gab Ausbildungshilfen und Unterstützung bei der Eingliederung in den Arbeitsmarkt. Das Projekt hatte einen Projektleiter. 18 Familien und insgesamt 63 Familienmitglieder wurden im Rahmen des Projektes mit Lebensmitteln, Hygieneartikeln, Medikamenten, Kinderkleidung und Betreuungsgeld unterstützt. Die Unterstützung ermöglichte den Familien, ihr eigenes Budget für die Anpassung an die neue Umgebung zu nutzen, z.B. für die Beschleunigung von Prozessen zur Erlangung der russischen Staatsbürgerschaft.
21 Personen aus Einwandererfamilien erhielten die Möglichkeit einer neuen Ausbildung und können somit nun auf dem Arbeitsmarkt bestehen und ihre Familien absichern.

Im April 2018 wurde das Projekt **„Sozial-psychologische Hilfe für Obdachlose“** weitergeführt. Das Projekt wurde vom Diözesancaritasverband Osnabrück unterstützt und in Zusammenarbeit mit dem Kirower Zentrum für Obdachlosenhilfe, der gemeinnützigen Stiftung/Obdachlosenheim „Sobornik“ und der Gemeinschaft Papst Johannes XXIII. umgesetzt.

Kurzfristige soziale Hilfe
Soziale Anlaufstelle und Konsultationen; materielle und psychologische Hilfe für arme und zerrissene Familien in Krisensituationen; alleinstehende beeinträchtigte Menschen, Hilfe in Not (z.B. bei Feuer, Tod eines Angehörigen)

Das Projekt **„Mamas Wohnzimmer“** richtet sich an zerrissene Familien (alleinstehende Mütter) mit kleinen Kindern, die sich in Pflegezeit befinden und in eine schwierige materielle Lage geraten sind. Es wird Lebensmittel- und Kleidungshilfe geleistet. Für die Mütter und Kinder wurden thematische Treffen organisiert.

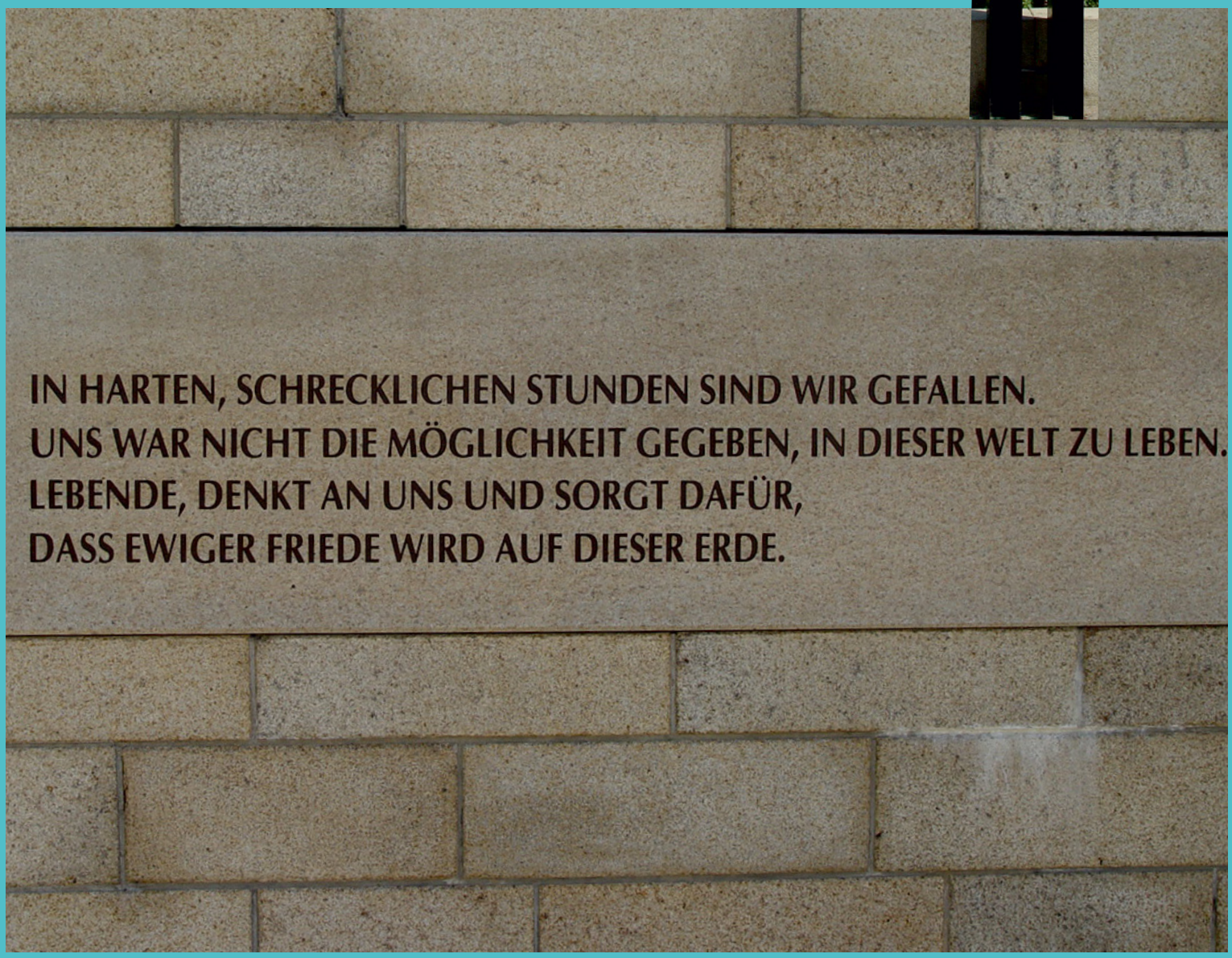
Das Projekt **„Fürsorge“** beinhaltet die Entwicklung gemeinnütziger Tätigkeiten in der Gemeinde und die Unterstützung alter und schwer kranker Menschen, die nicht mehr an der Heiligen Messe teilnehmen können. Ein Freiwilliger stand in der Vergangenheit regelmäßig in Kontakt mit solchen Menschen und hat sie gemeinsam mit einem Priester besucht.

Club der Freunde und Freiwilligen der Caritas: Treffen zur Entwicklung der Freiwilligenarbeit, Planung von gemeinnützigen Aktionen, Kennenlernen der Caritasarbeit mit ständigen Freiwilligen, und allen, die es aus der örtlichen Bevölkerung werden wollen.

IN DIESE
RUHEN SOLDATEN
GEDENKET IHRER UN

DIESER SOLDATENFRIEDHOF IST AUF DEM GELÄNDE ERBAUT, AUF DEM 1942
DER STURM DES KRIEGES DIE DÖRFER BOLSCHAJA UND MALAJA - ROSSOSCHKI
ZERSTÖRT HAT, DIE IN DEN SECHZIGER JAHREN DES 19. JAHRHUNDERTS
GEGRÜNDET WURDEN, DIE ERDE HIER IST GETRÄNKT MIT BLUT VON ZEHNTAUSENDEN
SOLDATEN UND ZIVILBEVÖLKERUNG - IHRE STIMMEN RUFEN UNS ZU:

Rossoschka – die Kriegsgräberstätte für die sowjetischen und deutschen Gefallenen vor den Toren Wolgograds (ehemals Stalingrad) ist Friedhof und Gedenkstätte in einem. R.I.P. (Fotos: Ottmar Steffan)



„Kinder, macht das Licht aus und legt euch schlafen.“

Rezension des Buches „Von der Wolga über Sibirien nach Osnabrück – Erinnerungen des Russlanddeutschen Johannes Riedel.“ Hg. v. Wido Spratte (2003).

von Heike Prior

„Heute, am 17. Februar 1995, bin ich 90 Jahre alt geworden. Meine Lebensjahre stehen vor mir so klar und deutlich wie in einem Spiegel. Ich schaue in diesen Lebensspiegel hinein und erblicke darin sehr viel Leid, bittere Not, Hunger, Vertreibung, Straflager, Terror, Willkür und Massenmord, mit Stiefeln getretene Menschenwürde, aber nur wenig Gutes und Erfreuliches.“

So beginnen die Erinnerungen des Russlanddeutschen Johannes Riedel, die Wido Spratte 2003 unter dem Titel: „Von der Wolga über Sibirien nach Osnabrück“ herausgegeben hat.

Johannes Riedel wurde 1905 in dem kleinen Dorf Herzog an der Wolga geboren. Seine Vorfahren wanderten 1765 mit vielen anderen Deutschen nach Russland aus: 1763 erließ Zarin Katharina II. ein Manifest, mit dem sie ausländische Kolonisten für Russland gewinnen wollte. Wer dem Aufruf folgte, bekam bis zu 30 Jahre Steuerfreiheit, Befreiung vom Militärdienst, Religionsfreiheit und Selbstverwaltung zugesichert. Katharina II. erhoffte sich durch die Siedler eine wirtschaftliche Stärkung ihres Landes.

Die ersten Deutschen kamen 1764. Sie stammten vor allem aus Süddeutschland und wurden

an der Wolga in der Gegend um Saratow angesiedelt. Missernten, Hungerjahre, Kriegszerstörungen und politische Unterdrückung waren für viele die Gründe, die Heimat zu verlassen. In den nächsten Jahren kamen mehrere zehntausend Deutsche nach Russland, so auch Familie Riedel.

Auf eine glückliche Kindheit folgen Jahre von Not und Elend

Was zunächst als glückliche Kindheit für Johannes Riedel Anfang des 20. Jahrhunderts begann, wandelte sich ab 1917 mit der Oktoberrevolution zu einem Leben voller Not und Elend. Die gewaltsame Machtübernahme durch die kommunistischen Bolschewiki unter Führung Lenins brachte großes Leid über die Russlanddeutschen. Ende der 20er Jahre begann in ganz Russland die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft: Wohlhabende Bauern wurden enteignet und mit ihren Familien nach Sibirien und in die Steppen Mittelasiens verbannt und später in verschiedene Gebiete umgesiedelt.

Deportation und Straflager

In seinen Erinnerungen erzählt Johannes Riedel von der Ermordung mehrerer Familienmitglieder nach der Machtübernahme Stalins, von seiner eigenen Leidenszeit in stalinistischen Straflagern und der Verschleppung seiner Familie nach Sibirien: 1941 endete die fast 200-jährige Geschichte der Wolgadeutschen, die einst in Russland eine neue Heimat gefunden hatten. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Sowjetunion wurde die Deportation aller deutschstämmigen Siedler angeordnet. Anfang September wurde der gesamte Besitz beschlagnahmt und die Bevölkerung nach Sibirien und Kasachstan umgesiedelt. Bis Dezember verloren ca. 1 Million Menschen ihre Heimat. Wie viele dabei starben, ist nicht bekannt. Alle arbeitsfähigen Männer und später auch Frauen mussten in Arbeitsarmeen beim Bau von Straßen, Bahnlinien, Industrieanlagen und im Bergbau arbeiten. In den Straflagern befanden sich rund 55.000 Deutsche.
Erst 1956 wurde der deutschstämmigen Bevölkerung erlaubt, ihre Verbannungsorte zu verlassen. Eine Rückkehr in frühere Siedlungsgebiete blieb allerdings untersagt. Ab 1986 ermöglichte die Sowjetunion Ausreisen in größerem Umfang.

Zurück in die Heimat seiner Vorfahren

Bis Mitte der 90er Jahre verließen schließlich über eine Million Russlanddeutsche Sibirien.
Auch Johannes Riedel. Er übernahm nach dem Tod seines Bruders dessen Wohnung in Osnabrück-Haste. 1997 verstarb er. Zwei Jahre zuvor feierte Riedel seinen 90. Geburtstag. Im Zusammenhang mit diesem Geburtstag entstand das Buch „Von der Wolga über Sibirien nach Osnabrück“. Wido Spratte hat die Geschichte Riedels auf gelungene Weisen in einen geschichtlichen Kontext gestellt. Riedels Sprache ist klar und sachlich, gleichzeitig verbirgt sich in jeder Zeile, in jedem Wort die Not und die erlittene Qual, die immer nur durch winzige Hoffnungsschimmer für Riedel und seine Familie aufbrach.

Zeitdokument

Das kleine unscheinbare Büchlein, das eine Sepia-Aufnahme der Familie bei Riedels Goldener Hochzeit ziert, ist ein weiterer, sehr empfehlenswerter Schatz in der so wichtigen Dokumentation von russlanddeutschen Lebensgeschichten.

Die Auswanderer im Jahr 1990. Foto: privat.

Heimkehr ins Land der Vorväter

Familie Reiswich siedelte vor 30 Jahren von Russland nach Deutschland über. Aufgrund deutscher Vorfahren war ihnen dies möglich - ähnlich wie vielen anderen Familien mit deutschen Wurzeln in Russland. Familie Reiswich gibt Einblick in die Zeit des Abschieds in Russland und in die Zeit der Ankunft in Deutschland.

von Familie Reiswich

Ende des vergangenen Jahrhunderts öffnete sich für die Deutschstämmigen in Russland das Tor zum Westen. Das neue sowjetische Ausreise-Gesetz ermöglichte jedem Sowjetbürger ab 1987 die ungehinderte Ausreise aus der UdSSR. Ein lawinenartiges massenhaftes Verlassen setzte ein. Der Zustrom von Aussiedlern aus der UdSSR in die Bundesrepublik wuchs kontinuierlich. Seither verließen 2,3 Millionen Russlanddeutsche, Nachkommen der Kolonisten des 18. und 19. Jahrhunderts, als Aussiedler und Spätaussiedler die Sowjetunion und ihre Nachfolgestaaten und sind Binnendeutsche geworden, im amtlichen Sprachgebrauch „Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft“. Für den Historiker sind sie, genau genommen, keine „russlanddeutschen Aussiedler“ oder „Spätaussiedler“, sondern sie sind als „Heimkehrer“ im Land ihrer Vorväter angekommen.

Im Jahr 1987 hat die Nachricht, dass die Grenzen geöffnet worden sind, auch uns alle erreicht. Es ging, genauso wie damals vor 250 Jahren, ein Ruck durch die Menge. Die Menschen, geprägt durch viele schwere Erlebnisse, getrieben von der

Hoffnungslosigkeit auf ein besseres Leben und Angst vor der Zukunft haben angefangen, Anträge auf Ausreise nach Deutschland beim Bundesverwaltungsamt zu stellen. Hierfür musste man persönliche Unterlagen an das Bundesverwaltungsamt nach Deutschland schicken und viel Wartezeit einplanen. Es dauerte mindestens ein bis drei Jahre bis die Anträge bearbeitet wurden. Nach einer langen Zeit hat man eine Genehmigung auf Ausreise erhalten. Ab diesem Zeitpunkt ging es mit der Organisation der Auswanderung los. In nächster Zeit musste man sich bemühen, ein Visum von der Deutschen Botschaft in Moskau zu erhalten. Auch hier gab es viele Bürden, die man auf sich nehmen musste. Hierbei musste man unendlich viel Geduld haben. Der Russische Staat erlaubte den Russlanddeutschen 270 DM pro Person mitzunehmen. So hatte eine vierköpfige Familie für den Anfang ihres neuen Lebens in Deutschland 1080 DM zur Verfügung. Es ging mit dem Verkauf des Eigentums los.

Das Land unserer Träume

Wer ein Haus hatte, musste es für wenig Geld zurücklassen. Auch all die Gegenstände, die man sich jahrelang angeschafft hat, gingen für wenig Geld an den neuen Besitzer über. Dann musste man die Flugtickets buchen. Zuletzt wurde eine Abschiedsparty mit den Freunden, Verwandten, Nachbarn und Kollegen gefeiert. Und dann ging die Reise ins unbekannte Land los. Die Gefühle haben sich überschlagen. Es war traurig, das Land, in dem man geboren wurde und in dem man so viele schöne und auch weniger schöne Jahre verbracht hat, zu verlassen. Gegenüber der neuen Welt waren wir offen und blickten erwartungsvoll der Zukunft entgegen. Das Ziel unserer Ausreise war, unseren Kindern eine bessere Zukunft bieten zu können. […] In Deutschland angekommen, waren wir von den Erlebnissen überwältigt. Es war für uns eine unbekannte Welt, die wir erstmal noch kennenlernen mussten. In den Flughäfen sind wir von den Mitarbeitern des DRK mit den Bussen abgeholt und in das Grenzdurchgangslager Bramsche gebracht worden. Hier sind wir die ersten Formalitäten durchgegangen. Es folgte die allgemeine Anmeldung, die Anmeldung bei der Agentur für Arbeit, bei der Familienkasse, Krankenkasse und etc. Es wurden diverse Anträge gestellt. Wir wurden von den Angestellten des Grenzdurchgangslagers in allen Fällen unterstützt und gut behandelt. Man musste sich der neuen Welt anpassen. Es gibt viele Anekdoten, die in unseren Familien bis heute noch erzählt werden und man wird nicht müde, darüber zu lachen. Einmal sagte ein Mitarbeiter des Lagers zu uns: „Kommen Sie morgen gegen acht Uhr.“ Für uns war der Ausdruck „gegen acht“ entweder davor oder auch danach. Als ein Mitarbeiter bei uns an der Tür um kurz nach acht Uhr anklopfte, mussten wir erfahren, dass „gegen acht“ nicht „nach acht“ heißt. Wir haben uns entschuldigt und seitdem sind wir pünktlich gewesen. Wir haben drei Mahlzeiten am Tag bekommen. Das DRK hat uns einiges an Kleidung zur Verfügung gestellt. Wir waren für alles dankbar. Nach allen Formalitäten ging es weiter. Man hat angegeben, in welches Bundesland man ziehen möchte und es wurde eine Anfrage an das Land geschickt. Einige Länder haben keine 'neuen' Bürger mehr aufgenommen. Dann musste man in ein anderes Bundesland gehen. Einige Reiswich-Familien haben sich in Stade und der Umgebung niedergelassen.

Ankommen im neuen Leben

Hier angekommen, ging das Leben bei jedem auf verschiedenste Art und Weise weiter. Einige lebten eine Zeit lang in der Jugendherberge, die anderen in der Kaserne und manche zogen in eine Wohnung. Einige besuchten einen Sprachkurs, die anderen machten eine neue Ausbildung und die dritten nahmen eine Arbeitsstelle an. Bis in die 90er Jahre hatten die meisten Aussiedlerinnen und Aussiedler bei ihrer Einreise relativ gute Deutschkenntnisse und konnten großzügige staatliche Eingliederungshilfen wahrnehmen. So langsam haben wir angefangen, uns in das hiesige Leben zu integrieren. Nach anfänglichen Schwierigkeiten hatten alle […] eine Arbeit oder eine Umschulung. Das führte dazu, dass man in Kontakt mit den Einheimischen gekommen ist. So entstanden durch die Arbeit einige Freundschaften. Unsere Kinder haben sich in dieses Leben schneller eingefügt als wir.

Der Besuch des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau mit einer polnisch – russisch – deutschen Jugendgruppe hat den Katholischen Jugendtag im Sommer 2019 geprägt. Foto: Ottmar Steffan.

Sommer mal anders

Einblicke in eine russische Jugendwallfahrt durch Polen

von Theresa Budke

Am Mittwoch den 7. August ging es für uns los. Wir, eine Gruppe von neun Deutschen aus dem Bistum Osnabrück, machten uns auf den Weg nach Polen zum polnisch-russisch-deutschen Jugendtag 2019. Das Programm schien vielversprechend und abwechslungsreich zu werden.

Uns erwartete eine Reise durch ganz Polen, angefangen in Auschwitz, über Krakau dann nach Tschenstochau und schließlich bis hoch in den Norden in das Bistum Elk und zur litauischen Grenze. Nicht nur die Erinnerungskultur war von Bedeutung auf dieser Reise. Für uns spielte vor allem das Kennenlernen und Glauben teilen mit den Jugendlichen aus Russland und Polen eine große Rolle. Dass dies aufgrund sprachlicher Barrieren nicht besonders einfach werden würde, mussten wir bald mit Bedauern feststellen.

Nach einer endlos lang erscheinenden Fahrt in unserem „hochmodernen“, nicht-klimatisierten Bulli erreichten wir erschöpft aber voller schöner Erwartungen gegen 18 Uhr unser erstes Ziel, das Zentrum für Dialog und Gebet in Oświęcim (Auschwitz). Begrüßt wurden wir von Pater Manfred aus Aachen, der das Haus leitet. Kurz nach unserer Ankunft kamen auch die Busse der russischen Gruppe an, die uns in den nächsten Tagen begleiten würde. So erweiterte sich unsere kleine deutsche Gruppe um circa 100 Russen.

Neue Freunde finden auch ohne Worte

Beim Abendessen hatten wir nun die erste Gelegenheit, die vielen Jugendlichen aus allen Teilen Russlands, von Kaliningrad und Rostov am Don, Moskau und Novosibirsk über Samara und Irkutsk (um nur ein paar Städte zu nennen) kennenzulernen. Doch dies stellte sich als schwieriger heraus als wir anfangs dachten. Denn nur wenige der russischen Jugendlichen konnten Englisch oder ein paar Wörter Deutsch und unsere Russischkenntnisse waren eben-

falls sehr begrenzt. Frustration breitete sich unter uns Nicht-Russisch-Sprechenden aus, als wir feststellen mussten, dass die gesamte Fahrt sehr russisch geprägt sein würde. Dies bedeutete für uns Gottesdienste und Gebete auf Russisch, Freizeitaktivitäten auf Russisch, Anweisungen wie „wann fährt der Bus los?“ auf Russisch und eigentlich alles auf Russisch. Durch die tatkräftige Unterstützung von Mascha und Alex, die fließend Russisch und Deutsch sprechen konnten und Mareike, die ein FDA bei der Caritas St. Petersburg gemacht hatte und ebenfalls über gute Russischkenntnisse verfügte, war es uns möglich, uns mit dem Rest der Reisegruppe zu verständigen. Außerdem hatten wir das Glück, von Pater Marcus die Gottesdienste und Ansagen durch kleine Headsets übersetzt zu bekommen. Und auch mit Hand und Fuß konnte man vieles erreichen. So lernten wir in den nächsten Tagen, dass man auch ganz ohne Worte neue Freunde finden konnte.

Bischof Pickel (Bildmitte) und Pater Manfred Deselaers (Leiter des Zentrums für Dialog und Gebet – links verdeckt) legen gemeinsam mit den polnischen, russischen und deutschen Jugendlichen einen Kranz am Mahnmal im KZ Birkenau nieder. Foto: Ottmar Steffan.

Besuch der Konzentrationslager Auschwitz und Birkenau

An unseren ersten beiden Tagen besuchten wir die Konzentrationslager Auschwitz und Birkenau. Die Ausmaße der Vernichtungslager waren erschreckend. Ausgestellte Portraitfotos der Opfer ließen einem einen Schauer über den Rücken laufen, auch wenn es schwer war zu begreifen, dass hinter den unvorstellbaren Zahlen diese einzelnen Gesichter standen. Einzelne Familien, auch Kinder, verschleppt und zum Tode verurteilt. Wie so ein Einzelschicksal aussehen konnte, wurde uns klar, als wir am 9. August dem 77. Todestag von Edith Stein gedachten. Wir liefen ihren letzten Weg vom Waggon, mit dem sie nach Birkenau deportiert wurde, bis hin zur Gaskammer, in der sie starb und beteten an vier Stationen auf diesem Weg. Am Nachmittag wurden auch erstmals zusammen mit polnischen Jugendlichen verschiedensprachige Diskussionsgruppen gebildet, in denen sowohl über Zitate von Edith Stein als auch persönliche Erlebnisse gesprochen wurde.

Mit dem Abschied von unseren englischsprachigen, polnischen Freunden begann die russische Wallfahrt durch ganz Polen. Unser nächster Halt war der Pilgerort Kalwaria Zebrzydowska, der im Süden Polens lag. Ein wunderschöner Komplex aus Gebäuden und Kirchen umgeben von atemberaubender Naturlandschaft, der uns zeigte, wie schön unser Nachbarland ist.

Um das Volumen dieser Kuh-Ausgabe nicht zu sprengen, gehe ich an dieser Stelle nicht ins Detail über die vielen Orte und Kirchen, die wir uns angesehen haben, sondern verweise auf den KUH-Blog, in dem Ottmar Steffan ein Reisetagebuch geführt hat. Tschenstochau war jedoch ein Erlebnis, welches ich hier nicht vorenthalten möchte. Nachdem erste Turbulenzen beim Parken durch Lauras heldenhaften Einsatz überwunden wurden, versuchten wir uns zum Gottesdienst in die Kirche zu

begeben, die für weitaus weniger Menschen ausgelegt war als hineinwollten. Wie es im Leben manchmal so kommt, entschieden Anna und ich uns für den falschen Weg, folgten einer Fremden und landeten hinter einer Absperrung im Innenraum der Kirche. „Wie schön! Hier kommen wir zwar nicht weg, aber haben wenigstens ausreichend Platz zum Atmen während der Messe“, dachten wir uns. Ein Trugschluss wie sich herausstellte. Denn wir hatten uns in einer Schlange angestellt, um der „Schwarzen Madonna“ Ehrerbietung darzubringen. Dies taten wir, indem wir vor ihr auf die Knie fielen und mit gesenktem Blick durch den Altarraum krochen. Es ist schwer, das Gefühl zu beschreiben, zu Füßen eines Priesters keines Blickes gewürdigt zu werden. Anna und ich nahmen es jedoch als neue Erfahrung und nachdem wir nun nicht mehr am Gottesdienst teilnehmen konnten, begannen wir, den Wallfahrtsort Tschenstochau zu erkunden. Wir nutzten die Zeit, darüber nachzudenken, wie verschieden katholischer Glaube doch in anderen Teilen der Welt gelebt wird und welche Emotionen ein Wallfahrtsort auslösen konnte.

Einige Kirchen, russische Rosenkränze, und Ansprachen von polnischen Priestern (erst auf Russisch und weiter auf Deutsch übersetzt) später, kamen wir an unserem letzten Ziel, dem Bistum Elk, an. Hier wurden wir sehr gastfreundlich empfangen und durften an einem Programm teilnehmen, welches die Diözese Elk für uns vorbereitet hatte. Freilichtgottesdienste, Bootstouren durch die Masuren, Lagerfeuer und Tanz und Gesang mit polnischen Jugendlichen aus Elk füllten unsere nächsten Tage. An diesen Tagen lernten wir auch unsere russischen Mitreisenden immer näher kennen und verbesserten unsere Russischkenntnisse, sodass wir nun nach Butter und Milch am Frühstückstisch fragen konnten.

Erschöpft und voller Eindrücke ist die Osnabrücker Gruppe wieder zuhause angekommen. Foto: Caritas Osnabrück.

Abschied unter Tränen

Beim Abschied am Donnerstagabend haben wir gemerkt, wie sehr uns die vielen lächelnden Gesichter ans Herz gewachsen waren und unter Tränen mussten wir feststellen, dass wir nur die wenigsten von ihnen wiedersehen würden. Nachdem alle möglichen sozialen Netzwerke ausgetauscht waren und die Hymne von Weltjugendtag in Krakau noch ein letztes Mal geschmettert wurde, endete unsere gemeinsame Zeit. Unsere Teilnahme an der russischen Wallfahrt, die uns Eindrücke aus insgesamt 20 verschiedene Kirchen Polens, diversen russischen Gebeten und verschiedensprachigen Ohrwürmern mit auf den Weg gab, war eine interessante Erfahrung. Sie hat gezeigt, wie bunt und unterschiedlich der Glaube an Christus gelebt werden kann und wie dieser uns über Ländergrenzen hinweg verbindet. Die Erinnerung an diese gemeinsame Zeit wird uns sicherlich noch lange begleiten.

Voller Elan gingen die „Zaunstreicher“ am Kania-Haus der Caritas St. Petersburg ans Werk. Foto: privat.

Zaunstreichen – die Zweite

von David Heine

Im August machte sich ein fünfzehnköpfiges Team auf nach St. Petersburg, um bei der dortigen Caritas das im Vorjahr noch nicht beendete Zaunstreichen zum Abschluss zu bringen. Es kam ganz anders…

Dank guter Vorbereitung von EINE KUH FÜR MARX gelangte unsere Gruppe am Samstagabend in die Ryabinovaya Ulitsa 18 in St. Petersburg und wurde von Natalia Pewzowa, der Leiterin des Caritas-Hauses, in Empfang genommen. Die Zimmer wurden geschlechtsspezifisch zugewiesen, wobei die männliche Fraktion, bestehend aus Jannik, Thomas, Sören, Fabian und David, den schön gestalteten Entspannungs- und Aufenthaltsraum unter dem Dach für sich verbuchen konnte. Die Frauengruppe, bestehend aus Dani, Theresa, Pia, Erna, Christin, Lara, Nora, Lina, Vanessa und Alexandra, wurde auf drei Zimmer im 2. Stock aufgeteilt. Der massive Vorteil war hier ein früherer Zugriff auf die Wasserversorgung, welche durch die Druckverhältnisse dann für die oberen Stockwerke häufig nicht mehr reichte. Der nächste Tag wurde dem Beschaffen von Rubel sowie einer Wochenkarte für Metro, Straßenbahn und Bus gewidmet. Derart ausgerüstet konnten die ersten Eindrücke der schönen Innenstadt gesammelt werden.

Am Montag starteten wir mit dem Arbeitseinsatz nach einer kurzen Einweisung durch Natalia Pewzowa und der Übersetzungshilfe durch Schwester Adriana aus Polen, die auch sehr gut Deutsch spricht. Wir erfuhren, dass unsere Dienste weniger am Metallzaun des Hauses benötigt wurden als an den Fenstern des Hauses. Mit den Worten „Der Winter naht“ wurde auf die Dringlichkeit dieser Aufgabe hingewiesen und für die nächsten zwei Wochen war unser Auftrag klar. Es war geplant, um 9 Uhr mit dem Frühstück zu starten und täglich bis 14 Uhr zu streichen. Im Anschluss sollten wir Freizeit haben.

Die Fenster, bestehend aus zwei einfachverglasten Kachelfensterrahmen, verdoppelten die Anzahl der zu streichenden Fenster für uns. Die Größe dieser Aufgabe wurde uns schnell

bewusst. Nach kurzer Orientierungs- und Planungsphase begannen wir uns durch die Kellergewölbe und zwei weitere Stockwerke nach oben durch das Haus zu arbeiten. Hochmotiviert startete die Gruppe, allen Fenstern einen neuen, weißen Anstrich zu verpassen. Tatkräftig unterstützt wurden wir dabei von Jakub, Anjeschka und Nelly, die ebenfalls freiwillig aus Polen zum Helfen angereist waren. Nach demokratischen Prinzipien wurde beschlossen, die Arbeitszeit nach dem Mittagessen auf 17 Uhr auszuweiten, um sich so freie Tage am Freitag und Montag zu erarbeiten. Die Verköstigung in der Caritas zum Frühstück und Mittag war russisch, reichlich und gut. Das Pflegeheim im zweiten Stockwerk des Hauses wird von der Köchin Anja versorgt. Für unsere Gruppe kochte sie nun zusätzlich täglich das Mittagessen, bei dem auch die russische Nationalküche mit Suppen, Borsch und Blijnis nicht zu kurz kam. Leichte Schwierigkeiten beim Streichen ergaben sich immer wieder, konnten aber durch den Nachkauf von Material oder Anpassung unserer Taktiken im Arbeitsablauf meist gelöst werden. Am Abend unternahmen diejenigen, die nicht zu müde waren, immer wieder Ausflüge in die Stadt. Der Radius dieser Ausflüge erhöhte sich mit Dauer des Aufenthaltes, sodass jeder der Gruppe in der Lage war, Eindrücke und Erfahrungen mit Russland und seinen Einwohnern zu sammeln. Die Eremitage, Peterhof, Puschkin aber auch innerstädtische, moderne Bars oder das „Loft etagi projekt“ waren beliebte Ziele. Besonders hilfreich für die Gruppe waren hier die Orts- und Sprachkenntnisse von Daniela, die als Freiwillige schon ein Jahr in St. Petersburg gelebt hatte.

An die Farbe – fertig – los

An den Fenstern kamen wir gut voran und erhielten Unterstützung von weiteren Freiwilligen, die im zweiten Stockwerk, dem Pflegeheim, arbeiteten. Lina und Vanessa boten regelmäßig Abendandachten für die Gruppe an, wofür die hauseigene Kapelle genutzt werden konnte. Nach dem Wochenende, das einige Kleingruppen für Kurztrips sogar bis nach Moskau nutzten, konnten wir absehen, dass wir der Aufgabe gerecht werden würden. Alle Fenster würden ihren neuen Anstrich erhalten. Qualitativ waren wir uns zwar einig, dass man es mit mehr Zeit hätte besser machen können, jedoch war man in der Caritas mit dem Ergebnis höchstzufrieden. Eine weitere Kleingruppe übernahm nun doch noch das Eingangstor im Zaun des Caritas-Geländes. Einige russische Freiwillige kamen noch dazu und halfen mit.

Am Ende waren alle Fenster wieder weiß und das Eingangstor wieder grau und Natalia Pewzowa verabschiedete uns am letzten Abend, den wir für ein Schaschlik-Grillen nutzten, sehr herzlich mit einer Dankesrede. Zum Abschied und Dank erhielten wir alle eine Ikone und russische Schokolade. Uns wurde angeboten, jederzeit wieder zu Besuch zu kommen und uns wurde bewusst, wie schnell zwei Wochen dann doch vorübergehen. Nach einem durch die Zeitumstellung sehr kurzen Rückflug landeten wir am 24. August alle um einige Erfahrungen und Erlebnisse reicher, wieder wohlbehalten in Hamburg.

Aus den „Zaunstreichern“ wurden auf Bitten der Caritasdirektorin „Fensterstreicher“. Foto: privat.

Wanderungen und Bootstouren standen an den Sonntagen auf dem Programm der „Spielplatz-Gruppe“ bei ihrem Einsatz im Altai. Foto: privat.

Generalüberholung plus Bühnenbau

von Lucia Brinkmann

Es war Ende Juli und wir, zwölf junge Leute aus Osnabrück, hatten ein großes Vorhaben: Im weit entfernten Sibirien, in einem kleinen Ort im Altai-Gebirge, würden wir einen Spielplatz bauen.

Erstmalige Kontakte zu den anderen Teilnehmern schloss ich am Hamburger Hauptbahnhof. Hier sollte meine Reise und auch die eines liebgewonnenen Kommilitonen, der sich im Vorwege ebenfalls schnell von der Idee zu dieser Reise begeistern ließ, beginnen. Wir traten unsere Reise an, die Stimmung war aufgeheitert. Die Flüge zunächst nach Moskau und anschließend nach Novosibirsk boten genug Möglichkeiten, unseren Bedürfnissen freien Lauf zu lassen: Während die einen schliefen, vergnügten sich die anderen mit Gemeinschaftsspielen oder einem guten Buch.

In Novosibirsk angekommen wurden wir von einigen Ordensschwestern freudig erwartet und ohne unsere vorübergehend verloren gegangenen Gepäckstücke zu unserer vorläufigen Unterkunft, einer Einrichtung der ortsansässigen Caritas, gefahren.

Der Zeitunterschied von plus fünf Stunden machte dem ein oder anderen ein wenig zu schaffen, sodass die Zeit bis zum gemeinsamen Abendessen der eigenen Gestaltung galt. Novosibirsk war für mich eine Möglichkeit, mich näher mit der Gruppe auseinanderzusetzen und mich mental auf die kommende Zeit einzustellen. Wir verbrachten dort noch zwei schöne Tage bis wir dann mit einem traditionellen russischen Bus die lange Reise ins Altai antraten. Die Busfahrt dauerte eine halbe Ewigkeit, machte sich aber schon bei unserer Ankunft bezahlt, als uns ein malerisches kleines Dorf erwartete und die Sonne auf die Berge schien. Schwester Maria, die uns während des gesamten Aufenthalts zusammen mit einer sehr netten Freiwilligen begleitete und im Wesentlichen um unser Wohl bemüht war, empfing uns mit ihrem Caritas-Bus. Nun wirklich am Ziel der Reise angekommen, richteten wir uns,

so gut es eben ging, in unseren Zimmern ein. Das Haus war eher klein und schlicht gehalten. Beim genaueren Betrachten des Hauses und dem dazugehörigen Grundstück fielen uns direkt ein paar „Baustellen“ auf, derer wir uns in den nächsten Tagen annehmen wollten.
Am nächsten Tag fingen wir an, in Kleingruppen die einzelnen Bauvorhaben zu begehen. Uns war zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar, welche Ausmaße unser Projekt noch annehmen würde. Sicher war nur, dass dies kein Spielplatzbau, sondern eher eine Generalüberholung des gesamten Anwesens sein würde. In den nächsten Tagen kümmerten wir uns um undichte Stellen an Dach und Fußboden, räumten auf und gärtnerten bis in den frühen Abend hinein. Den Abend ließen wir meist in gemeinsamer Runde am Lagerfeuer ausklingen, hörten gespannt den Geschichten von Schwester Maria zu und lernten so auch ein wenig die Kultur kennen. Das Highlight jedoch nach den anstrengenden Arbeiten war das abendliche Saunieren in der Banja, einer russischen Sauna. An den Sonntagen, die wir immer frei hatten, unternahmen wir Wanderungen, eine Bootstour oder gingen angeln.

Ran an die Theaterbühne

Unser eigentliches Vorhaben, der Bau einer Bühne für die Ferienkinder, die jedes Jahr im Sommer zu einem Theaterprojekt hierher kommen, war zunächst immer weiter nach hinten gerückt. Und so arbeiteten wir die letzten Tage mit vereinten Kräften an der Umsetzung dieses Vorhabens. Eine überdachte Bühne aus Holz stand fix und fertig am Tag unserer Abreise für das nächste Theaterprojekt bereit.
Die Zeit im Altai ist sehr schnell vergangen und so waren wir auch alle ein wenig traurig, als wir die Busfahrt zurück nach Novosibirsk antraten. Eine aufregende Zeit mit vielen intensiven Gesprächen, neuen Eindrücken und Erfahrungen lag hinter uns.
Erschöpft, aber glücklich kamen wir wieder in Novosibirsk an. Bei der abschließenden Reflexionsrunde wurde noch einmal deutlich, wie viel wir eigentlich erlebt und welche Schwierigkeiten wir bewältigt haben.

Die Bühne für das Freilichttheater des Feriengeländes der Caritas Sibirien konnte trotz vieler anderer dringend zu erledigenden Tätigkeiten fertiggestellt werden. Foto: privat.

Klosterbauer on tour I+II

von Friedhelm Lange

Im September ging es für die Klosterbauer in die 1,2 Mio. Einwohner-Stadt Samara am westlichen Ufer der Wolga, knapp 1.000 km südöstlich von Moskau. Gleich acht Klosterbauer hatten sich für einen zweiwöchigen ehrenamtlichen Einsatz bereiterklärt. Es gab viel zu tun, warteten dort doch gleich zwei Baustellen auf gründliche Renovierung: in der Kirche und in der Schwesternwohnung. Die Schwestern bekamen endlich eine Duschmöglichkeit, eine zeitgemäße Toilette sowie eine Wanne, die auch das Waschen der Dienstkleidung von Pfarrern und Schwestern erleichtert.

In der anderen Baustelle setzten die Klosterbauer im Untergeschoss der Kirche Wände im Trockenbauverfahren und installierten dort Waschbecken, Duschen und Toiletten. Das sehr geräumige Untergeschoss wird oft für die Arbeit mit Gruppen genutzt. Wenn jetzt mal wieder Jugend- und andere Gruppen im Untergeschoss der Kirche übernachten, basteln, sich zur Bibelarbeit zusammenfinden, stehen ihnen dort auch gute „Nassräume“ zur Verfügung. Die weltweit für Agrartechnik bekannten Amazonen-Werke Dreyer mit Hauptsitz in der Nachbargemeinde Hasbergen-Gaste betreiben auch ein Zweigwerk in Samara. Die Klosterbauer nutzen die Gelegenheit zu einer Stippvisite und bekamen sehr interessante Einblicke in die russische Produktion von Düngerstreuern und Sähmaschinen.

Eine Baustelle der Klosterbauer in Samara. Der Schutt musste ohne Lift vom 5. Stock durch das Treppenhaus nach unten geschafft werden. Unten: Werksbesichtigung der Klosterbauer im AMAZONE Werk in Samara. Fotos: privat.

In **Elista** warteten ebenfalls dringende Arbeiten auf Erledigung. Elista ist die Hauptstadt einer kleinen autonomen Republik Russlands mit dem Namen Kalmückien. Die Hauptstadt mit ihren rd. 150.000 Einwohnern ist von weitgehend menschenleerer Steppe umgeben. Die Kalmücken sind ein mongolisches Volk, mehrheitlich buddhistisch geprägt. Gleichzeitig ist Elista nur eine sehr kleine katholische Diaspora mit Holzkirche, Pfarr- und Gemeindehaus sowie dem Familienhaus der Gemeinschaft Johannes des XXIII. unter Leitung von Schwester Alberta.

Zwei Klosterbauer tauschten während ihres Aufenthalts in Elista die in die Jahre gekommene Heizungsanlage im Pfarr- und Gemeindehaus gegen eine neue Therme aus. Darüber hinaus erneuerten sie das Rohrsystem und tauschten alle Heizkörper aus.

Klosterbauer on tour III

von Volkmar Kühnert

Im Mai dieses Jahres ging es für fünf Klosterbauer nach Marx. Sie alle stammen aus Sachsen. Drei von ihnen waren das erste Mal dabei.

Die erste rein ostdeutsche Klosterbauertruppe bei einem Ausflug mit Bischof Pickel (links) in der Region der alten deutschen Wolgarepublik. (oben). Erneuerung des Gehwegs im Klostergarten der Eucharistieschwestern in Marx. Fotos: privat.

Am ersten Tag wurde mit Pfarrer Bosco, Schwester Maria und Schwester Helena über die anstehenden Arbeiten und ihre Prioritäten beraten. Es waren alles Reparatur- bzw. Ausbesserungsarbeiten, die aber zur Werterhaltung erledigt werden mussten. Im letzten Winter wurden im gesamten Kirchengelände einige Dachrinnen und Fallrohre durch Schnee und Eis stark beschädigt. Bei der anschließenden Ortsbegehung wurde festgestellt, dass die Dachrinnen und dazugehörige Fallrohre in Höhe des zweiten Stockes und an der Kirche nicht ohne weiteres repariert werden konnten. Ein notwendiges hohes Gerüst bzw. ein Hubsteiger waren nicht vorhanden, um die Arbeitssicherheit zu gewähren. Mit einem kleinen Gerüst für die Dacheinläufe und Fallrohre im Erdgeschoss des Klosters konnte notdürftig geholfen werden.
Ein Tischler reparierte zwei Kniebänke in der Kirche, im Kloster wurden Türschlösser ausgetauscht und Dichtgummis als Lärmschutz eingebaut. Darüber hinaus wurden einige Betten repariert.
An der Orgel wurde der untere Bereich mit Sperrholz verkleidet. Ein Malermeister besserte Wände im Pfarrhaus, im Kloster, im Matulaitis-Haus sowie in der Kirche aus. Ebenso wurden Holzverkleidungen an den Notausgängen der Kirche und im Außenbereich des Klosters mit Wetterschutzfarbe gestrichen.
In zwei Räumen der Pfarrerswohnung wurden zudem neue PVC-Beläge verlegt. Der Eingangsbereich der Küche unter der Kirche wurde mit ca. 2 qm Fliesen verkleidet.

In vielen Bereichen des gesamten Geländes mussten Anschlussstücke von Betonpflaster aufgenommen und nach Begradigung neu verlegt werden.
Zwischen Kirchenvorplatz und Kloster wurden auf die untere Ziegelmauer drei Schichten aufgemauert. Damit ist auf der dazwischenliegenden Fläche der Niveauunterschied nicht mehr so stark und der Regen kann die Erde nicht mehr wegspülen.

Abschließend können wir sagen, dass es einem überaus motivierten und harmonischen Team gelungen ist, handwerkliche Hilfe an der Wolga umzusetzen. Alle waren sich einig: Wir werden wiederkommen.

Olga (links) und Tatjana, Caritaspflegerinnen in Marx im gemeinsamen Arbeitseinsatz. Foto: Ilja Varlamow.

Ich hänge mich auf, was soll ich noch tun?

Ilja Varlamow schreibt in seinem Blog unter anderem über die Missstände in seinem Heimatland. EINE KUH FÜR MARX druckt auszugsweise einen Beitrag ab, in dem er davon berichtet, wie er mit der Caritas in Marx unterwegs ist.

von Ilja Varlamow, Übersetzung: Miriam Buhl, Blog: https://varlamov.ru/3511313.html

Um 9 Uhr treffe ich mich mit Tatjana. Sie ist die Leiterin der Häuslichen Krankenpflege der Caritas in Marx. Dieser Bereich kümmert sich um die Menschen, die allein nicht mehr zurechtkommen. Die Mitarbeiter kommen nach Hause, wechseln Vorlagen, helfen bei Anträgen und Dokumenten, waschen die Patienten und helfen beim Essen. Sie erledigen das, was eigentlich Krankenpfleger oder Angehörige tun sollten. Aber wenn ein Mensch weder Angehörige noch Geld für die Pflege hat, so wird er von niemandem mehr gebraucht.

Ein einfaches Beispiel: Windeln und Vorlagen für Erwachsene kosten im Monat 8.000 Rubel (110 Euro). Tatjana hat ein verhältnismäßig gutes Einkommen – 20.000 Rubel (275 Euro) im Monat. Dennoch ist es selbst auf dem Land schwierig, damit ein normales Leben zu führen, vor allem wenn man eine große Familie und Kinder hat. Im Durchschnitt verdienen die Menschen monatlich 15.000 Rubel (205 Euro), manchmal sogar weniger. […]

Wir besuchen einige der Schützlinge von Tatjana. Einer davon ist Ljocha. Er lebt in der obersten Etage eines fünfstöckigen Wohnhauses am Stadtrand von

Marx. In der Wohnung kann man kaum atmen: eine dicke Mischung unangenehmer Gerüche, es ist sehr warm. Das Schicksal von Ljocha ist sehr banal. Nach der Schule träumte er davon, Kranführer zu werden, er hat sich dann aber mit Zufallsjobs über Wasser gehalten. Er begann zu trinken und geriet eines Tages betrunken in eine Schlägerei. Er kann sich an nichts mehr erinnern. Als er wieder aufwachte, schien zunächst alles in Ordnung und er ist allein aus dem Krankenhaus gegangen. Aber im Februar machten seine Beine schlapp … komplett. Die Ärzte sagen, dass es eine Folge der Schlägerei sei. Er kann seine Beine nicht nur nicht mehr spüren, sondern auch bei instinktiven Bewegungen nicht mehr kontrollieren. Ljocha hatte in Marx eine Wohnung, die man ihm weggenommen hat. Jemand hat ihn im betrunkenen Zustand etwas unterschreiben lassen, ihm eine neue Wohnung versprochen und ihn schließlich in die erwähnte Wohnung im fünften Stock gebracht. Anfangs dachte er noch, dass die Wohnung ihm gehört, aber in den Papieren steht ein anderer Name. Mit der Zeit kamen immer mal wieder unangenehme Besucher, die ihm erzählten, dass er bald umziehen müsse und dass die Wohnung ihnen gehöre. Somit lebt Ljocha faktisch in einer fremden Wohnung und könnte jeden Moment auf der Straße stehen. Die Wohnung ist leblos, an den Wänden ist schwarzer Schimmel, die Tapeten sind voll von dunklen fettigen Flecken, unter der Decke sind Spinnenweben und Wasserflecken wegen des undichten Daches. Eigentlich müssten vom Staat gestellte Sozialarbeiter die Wohnung renovieren, aber hier wurde anscheinend seit Jahren nichts mehr renoviert.

Unfassbare Trostlosigkeit

Ljochas Invaliditätsgrad liegt bei 3, aber laut Attest ist er geschäfts- bzw. leistungsfähig. Um seine Invalidität einzustufen, müsste er eine Reihe von Ärzten aufsuchen und darlegen, dass er nicht arbeiten kann. Er kann sich nicht allein versorgen. Er kann nicht allein zur Toilette gehen. Die Frauen der Caritas können ihn nicht aus dem fünften Stock nach unten tragen, und Männer arbeiten dort nicht. Die Mitarbeiterinnen der Häuslichen Krankenpflege versorgen bei Ljocha die schlimmen Entzündungen am Gesäß. Einige Zeit saß er wochenlang, ohne die Windeln zu wechseln.
Zum Verständnis: Ljocha versucht, weniger zu essen und zu trinken, weil er kaum Geld für Windeln hat und er kann sie nicht häufig wechseln. Eigent-

Blogger Ilja in Begleitung der Caritas-Pflegerinnen in Marx beim Selbstportrait in einer Patientenwohnung. Foto: Ilja Varmamow

lich sollte der Staat die Pflegeutensilien stellen, aber die Beamten bescheinigen keine Invalidität und meinen, Ljocha käme allein zurecht. […] Ljocha hat ein bisschen gegessen. Als wir zu ihm kamen, hatte er nur Brot da. Eine Kanne mit drei Litern Wasser und ein Brot. Das war alles. Es ist verwunderlich, dass Ljocha in seinem Zustand noch scherzen kann und nicht den Mut verliert. Auf die Frage, was er tun wird, wenn er aus der Wohnung fliegt antwortet er lächelnd: „Ich hänge mich auf, was soll ich noch tun?“ Danach fügt er ernst hinzu: „Aber zuerst werde ich die erstechen, die sich mir nähern.“ Natürlich wird er niemanden erstechen und sich nicht aufhängen, er wird auf der Straße landen und sterben, niemand braucht ihn.

Im Jahr betreut die Häusliche Krankenpflege der Caritas in Marx 800 Menschen! … bei einer Bevölkerung von 30.000. Stellen Sie sich mal vor, wie viele Menschen in Armut allein in Marx leben. Und was machen die benachteiligten Menschen, die in den vielen anderen Ballungszentren des großen Landes leben?

Trostlosigkeit. Die Untersützung fehlt an allen Ecken. Foto: Ilja Varmamow.

Wir werden nicht gebraucht

Ich höre viele solcher Geschichten: jemand arbeitet und dann – ein Schlaganfall. Oder jemand verliert seine Wohnung und alles was er hat. Ich verstehe, wie einfach es ist, auf den Boden zu fallen. Das Schlimme ist, dass es fast nicht möglich ist, wieder aufzustehen, wenn man kein Geld und keine Verwandten hat. Denn niemand braucht dich. Als ich die Wohnung verlasse, treffe ich eine Nachbarin, die sofort erzählt, dass das Haus schimmelt, dass das Wasser dreimal täglich abgestellt wird und dass im Winter die Heizung nur auf drei von fünf Etagen funktionierte. Sehr emotional beschwert sie sich, dass sich niemand um ihre Angelegenheiten kümmert, dass die Rente nicht zum Leben reicht und dass ihr Enkel zur Schule kommt. „Wir werden nicht gebraucht, alle haben uns aufgegeben. Meine Rente beträgt 11.000 Rubel (150 Euro) - aber was ist das schon, mein Enkel geht in die erste Klasse. Die Wohnung kann bezahlt werden, aber es bleibt nichts übrig. Wir werden nicht gebraucht. In der Verwaltung hört uns niemand zu. Wohin sollen wir gehen? Zu wem? Erklären Sie es mir. Und verklagen? Eine Hand wäscht die andere, wir werden nichts beweisen können. Ich weiß nicht, bei wem ich mich beschweren soll, absolut niemand schenkt uns Aufmerksamkeit.“ Ich stelle eine unerwartete Frage: „Und sind Sie wählen gegangen?“ - „Ja, natürlich!“ Sie winkt ab und will ihren Monolog fortführen. „Und wen haben Sie gewählt?“ - „Wie alle, Putin natürlich, Putin …“ Sie wiederholt das sicherheitshalber…

Nachfrage nach Unterstützung steigt

Schwester Elisabeth besucht die russlanddeutsche Ella in ihrem Dorf Serebropolje bei Omsk. Foto: Verena Bauwens.

Liebe Freunde und Förderer, selten ist es mir so schwer gefallen, ein Titelbild auszuwählen. Im Sommer war ich mit Schwester M. Elisabeth 10 Tage lang in Sibirien unterwegs. Strahlende Kinderaugen? Die Armut, in der viele Menschen in Russland leben? Bewegende Momente bei den Projektbesuchen?

Entschieden habe ich mich für Ella. Sie ist Mitte siebzig und lebt gemeinsam mit drei weiteren Senioren im Dorf Serebropolje (Silberfeld) - ein Dorf, gegründet von Russlanddeutschen. So spricht Ella auch deutsch. 2006 habe ich sie zum ersten Mal besucht […]. Inzwischen hat Ella ihr kleines Grundstück abgegeben - entstanden ist dort das erste katholische Altenheim in der Diözese Novosibirsk. Jeder der derzeit vier Bewohner hilft nach seinen Kräften und Möglichkeiten und allen ist eins gemein - sie beten für uns in Deutschland, als Dank, für unsere Unterstützung in all den Jahren und dafür, dass wir damals wie heute die Not der Menschen im Blick haben. Vieles hat sich in den vergangenen Jahren in Russland verändert. Ich möchte nicht sagen, dass das Land europäischer wird, aber dass nicht zuletzt europäische Firmen und Produkte versuchen, Fuß zu fassen. Wie lange es wohl dauern wird, bis Informationen, welche die Bevölkerung über das Internet erhält, aufhorchen lassen? Man spürt, wie die große Armut und die oft schlechte Infrastruktur, insbesondere außerhalb der Großstädte, den Menschen immer mehr zusetzt. Die Nachfrage nach Unterstützung durch die Caritas und damit Hilfe zur Selbsthilfe wird immer größer. Mir ist unfassbare Armut begegnet. Und ein System, dessen Hilfe nicht zum Leben reicht.

Strahlende Kinderaugen in den Kinder- und Familienzentren haben mir ohne Worte und Dolmetscher gezeigt, was die Hilfe der Caritas bewirkt. Wie unsere Spenden helfen, und vor allen Dingen, wie wertvoll auch schon kleine Spendenbeiträge sind. Sie denken, 25 Euro sind nicht die Welt? Für eine Mutter, die von 708 Rubel (etwa 10 Euro) im Monat ihre drei Kinder ernähren muss, ist eine solche Unterstützung wie ein Geschenk und so unsagbar wertvoll.

Mein Versprechen, mit dem ich in den Flieger nach Deutschland gestiegen bin: Wir werden weiter sammeln und erzählen von dem, was die Caritas Gutes tut und all unsere Spender bitten, euch und uns weiter dabei zu unterstützen!

Ihre Verena Bauwens

(Newsletter Novosti Juni 2019)

Seit über 20 Jahren gibt es eine intensive Zusammenarbeit zwischen der Sibirienhilfe der Schervier Schwestern in Aachen und EINE KUH FÜR MARX. Schwester Elisabeth Jakubowitz war viele Jahre lang in Sibirien und hat zunächst in der Caritas Omsk und zuletzt von 2004 bis 2013 als Direktorin der Diözesancaritas in Novosibirsk gearbeitet. Aus Aachen hat Verena Bauwens als Pressereferentin der Schwestern die Geschicke der Sibirienhilfe koordiniert. Heute unterstützen die beiden Frauen die Caritasarbeit in Sibirien von Deutschland aus.

Foto: Markus Janzen.

Tante Beate ist verstorben

von Ottmar Steffan

Ein Besuch bei Tante Beate gehörte für mich immer dazu, wenn ich in Marx war. Die fromme russlanddeutsche Frau, die mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn in Pawlowka, unweit von Marx lebte, ist 89 Jahre alt geworden.
Ihr Lebensschicksal hat mich sehr berührt. In Franzfeld bei Odessa (UdSSR) geboren, geriet sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in den Kriegswirren nach Ostdeutschland, am Ende des Krieges wurden sie nach Sibirien deportiert und schließlich landete sie im Laufe ihres Lebens über Tadschikistan an der Wolga, wo sie ihren Lebensabend verbrachte.
Am 16. Oktober verstarb sie nach einem Schlaganfall. Zur Beerdigung am nächsten Tag kamen Angehörige, Nachbarn, und Gemeindemitglieder. Sie versammelten sich zum Requiem mit offenem Sarg in der Kirche, zur anschließenden Beerdigung und zum Gedächtnismahl. Nach örtlichem Brauch blieb ihr Leichnam am Tag ihres Todes zuhause liegen, wohin bis zum späten Abend Trauernde zum Abschiednehmen kamen. Tante Beate wurde auf dem Friedhof in Pawlowka beerdigt.
Sie hatte für den Tag ihrer Beerdigung einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem sie ihre Mitmenschen und Gott um Vergebung bat und mit Zuversicht auf den Tod schaute: „Sucht mich nicht“ schrieb sie, „Vielmehr betet für mich, es wird ein anderer kommen, der auch für Euch betet.“

Hilfe zur Selbsthilfe

Bereits zum 10. Mal wurden von Ehrenamtlichen und Caritas-Mitarbeitern auf der Maiwoche in Osnabrück russische Spezialitäten verkauft und Spenden gesammelt. 5.700 Euro sind dabei zugunsten der Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX zusammengekommen. Dieses Geld wird für das Kuh-Projekt genutzt, um bedürftige russische Familien mit einer Kuh als Spende zu unterstützen. So wird die eigene Verpflegung mit Milch und Käse gesichert und mit dem Verkauf der Erzeugnisse kann zusätzliches Geld verdient werden. Eine Kuh als Spende kann die oftmals ausweglos scheinende Situation notleidender Familien unmittelbar verbessern.

Foto: Caritas Sibirien.

Segen für Versöhnung

von Hanns Dieter Hüsch

Im Übrigen meine ich, dass Gott uns alle beschützen möge auf unserem langen Weg zur Versöhnung mit allen Menschen und allen Völkern.

Er möge uns bewahren und pflegen mit seiner allumfassenden Güte. Er möge uns heilen und alle Krankheiten von uns nehmen. All unsere Wunden an Leib und Seele, die wir uns ständig antun, möge er mit seiner einzigartigen Kraft in Zeichen der Reife und Weisheit verwandeln.

Er möge uns von seiner Heiterkeit ein Quäntchen in uns hineinpflanzen, auf dass sie bei uns wachse, blühe und gedeihe, und wir unseren Alltag leichter bestehen. Dass er uns bewahre vor jedem Hochmut und jeder Bitterkeit, und dass er uns fähig mache, weiterhin zu glauben an seine Welt, die nicht von unserer Welt ist, und dass wir nicht ersticken an allem Tand und eitlem Tun, darum bitten wir ihn von ganzem Herzen.

Er möge uns behüten vor aller Besserwisserei und uns beflügeln, Freiheit und Fantasie zu nutzen, um Feinde in Freunde zu verwandeln. Er lösche langsam in uns jedes Vorurteil, langsam, denn wir stecken bis über beide Ohren voll davon. Er schenke uns von seiner Vielfalt ein Stückchen Großmut und führe uns nicht in Haarspaltereien, Gedankenenge und Geistesnot. Er erhalte uns unseren Eigensinn, ihn nicht aus den Augen zu verlieren in unserer optischen Zeitspanne. Und wir bitten ihn, weiterhin unser Freund zu sein, der immer uns übrig bleibt, in aller Finsternis und Unvernunft, wenn wir schier an allem und an uns verzweifeln. Er sei mit uns, wenn wir unter den Verlierern sind und gebe uns Kraft zur Demut, die Kraft, am Ende aufzustehen für einen neuen Anfang. Wer anders könnte uns zu neuem Lachen führen, zu neuer Hoffnung und Freude, immer wieder, nach tausenden von Jahren, als Gott der Herr, vor dessen Plan unsere Ideen kleine flüchtige Eintagsskizzen bleiben, vor dessen Zeit unser Leben ein winziger Atemhauch ist, vor dessen Wahrheit unsere Wirklichkeit ein einziger Irrtum ist, vor dessen Musik unsere Melodien und Akkorde bloßes Geklingel und Getue sind, vor dessen Sprache unsere Worte jeweils nur Versuche von Anfängen sein können.

Darum bitten wir ihn um seinen Trost, um seine Hilfe, um seinen Verstand und um seine Gnade und um seinen Willen, dass alle sich mit allen versöhnen. Dass der Hass die Welt verlasse und die Liebe in allen Menschen wohne, um uns von Gottes Zukunft zu erzählen. Amen.

(auf dem 23. Deutschen Evangelischen Kirchentag, Berlin, aus: Hanns Dieter Hüsch: Das Schwere leicht gesagt. Freiburg im Breisgau 1994.)

Eine Voraussetzung für den Frieden ist der Respekt vor dem Anderssein und vor der Vielfältigkeit des Lebens. (Dalai Lama)

Wir über uns

Seit über 20 Jahren hat es sich die Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte unterstützt werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren
- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!

Impressum:

EINE KUH FÜR MARX – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

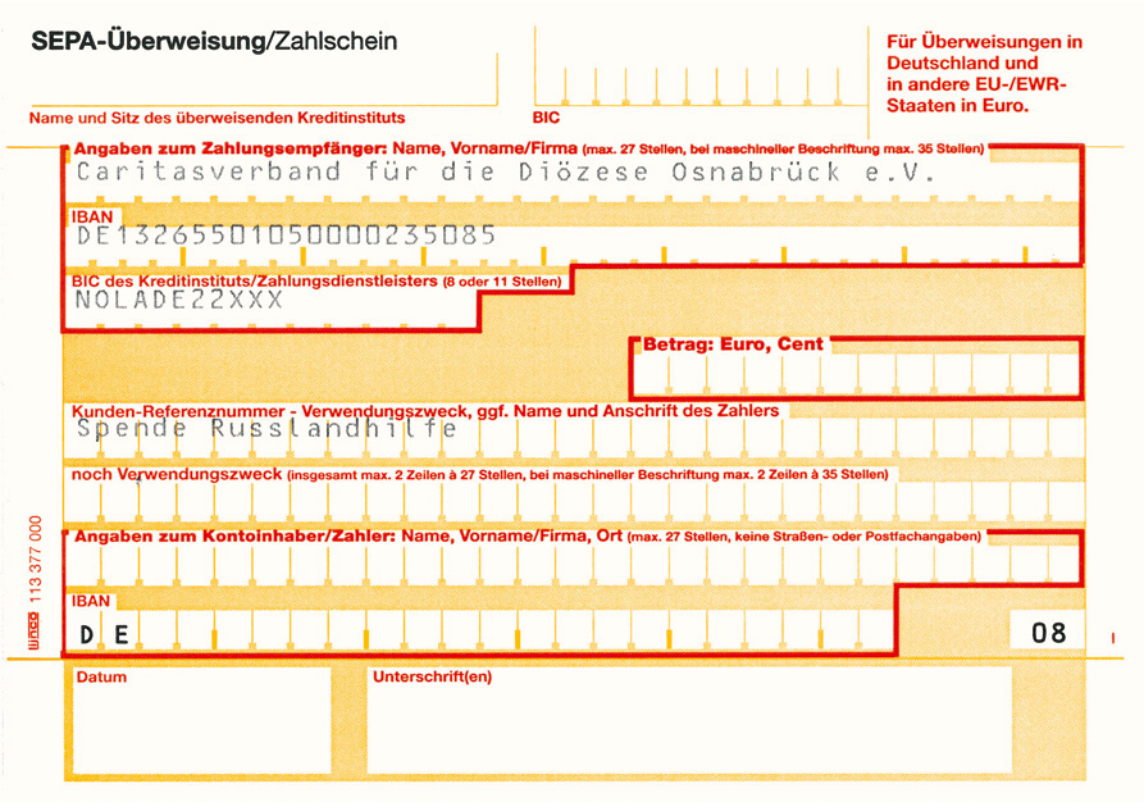
www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortlich:
Ottmar Steffan, 0541/34978-164
osteffan@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Ottmar Steffan

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen
.


SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)
Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN
DE13265501050000235085

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
NOLADE22XXX

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers
Spende Russlandhilfe

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN
DE

08

Datum

Unterschrift(en)

113 377 000